Eberhard Licht

Die einfache Wirtschaft

Wie wir gemeinsam aus dem Wachstumszwang aussteigen können

Eberhard Licht

Die einfache Wirtschaft

Wie wir gemeinsam aus dem Wachstumszwang aussteigen können

Neuauflage, Oktober 2026

„Nicht die korrektesten Theorien finden praktische Anwendung, sondern die einfachsten.“

Konrad Zuse (Erfinder des Computers)

Die Gedanken dieses Buches sind auch wissenschaftlich ausgearbeitet:

Wissenschaftlicher Bericht: simple.economy.nu/echtzeit-allokation

Thesen: simple.economy.nu/thesen_direkte_allokation

Impressum

Eberhard Licht
c/o flexdienst – #21307
Kurt-Schumacher-Straße 76
67663 Kaiserslautern
Deutschland
E-Mail: simple@economy.nu

Angaben gemäß § 5 Digitale-Dienste-Gesetz (DDG). Verantwortlich für den Inhalt: Eberhard Licht (Anschrift siehe oben).

Urheberrecht: „CC0 1.0 Universal (CC0 1.0) Public Domain Dedication“
https://creativecommons.org/publicdomain/zero/1.0/

Erste Veröffentlichung: 24. April 2022
Neuauflage: 29. Oktober 2026

Bei der Strukturierung und sprachlichen Redaktion dieser Neuauflage wurde KI-gestützte Software (Claude) eingesetzt. Die inhaltliche Verantwortung liegt vollständig beim Verfasser.

Inhalt

1. Vorwort 6
Teil I – Die Ausgangslage 11
2. Was der Markt geleistet hat 12
3. Die Grenzen des Wachstums 17
4. Warum wir feststecken 23
Teil II – Die Idee 30
5. Wofür wir eigentlich wirtschaften 31
6. Die größte Wirtschaft ohne Preise 37
7. Vom Preissignal zur direkten Abstimmung 43
Teil III – Der Übergang 49
8. Der gemeinsame Ausstieg 50
9. Der erste Tag 58
10. Was dagegen spricht – Einwände ernst genommen 64
Teil IV – Das Leben danach 72
11. Arbeit, Geld und Sicherheit 73
12. Unternehmen, Eigentum und Macht 79
13. Pflege, Infrastruktur und Staat 86
Teil V – Die Welt 93
14. Gegenseitigkeit statt Gefälle 94
15. Epilog – Das Mittagessen ist fertig 100
Anhang: Ideengeschichtliche Einordnung 106
Literaturverzeichnis 113
Der Autor 117

1. Vorwort

Lebkuchen im September

Die Lebkuchen kamen am dreiundzwanzigsten September. Zwei Kartons, dazu eine Kiste Spekulatius, Christstollen in Klarsichtfolie und ein Paket mit Dekoration: rote Schleifen, goldene Sterne, ein Weihnachtsmann aus Pappe, der mit einem Arm winkte, wenn man ihn aufstellte.

Anna stand auf einer kleinen Leiter im Schaufenster und befestigte die Sterne an einer Schnur. Draußen waren es zweiundzwanzig Grad. Auf dem Bürgersteig gegenüber saßen Leute in kurzen Hosen vor dem Eiscafé.

„Frau Hofmann“, sagte eine Stimme hinter ihr. Herr Albers stand in der Ladentür, mit seinen zwei Roggenbrötchen in der Tüte, und sah zum Pappweihnachtsmann hinauf. „Ist es schon wieder so weit?“

„Fragen Sie nicht.“

„Ich frage ja nur. Ich habe noch nicht einmal die Gartenmöbel reingeholt.“

Anna stieg von der Leiter. „Der Vertreter vom Großhandel war letzte Woche da. Er hat gesagt, wer erst im Oktober anfängt, hat schon verloren. Die Leute kaufen ihre Lebkuchen dort, wo sie sie zuerst sehen.“ Sie nickte zum Fenster hinaus, über die Straße, wo das orangefarbene Schild des Backshops leuchtete. „Drüben stehen sie seit zwei Wochen im Regal.“

Herr Albers schüttelte den Kopf, wünschte einen schönen Tag und ging.

* * *

Am Nachmittag kam Mira vorbei, um sich ein Brot zu holen. Sie blieb vor dem Schaufenster stehen und betrachtete den winkenden Weihnachtsmann mit einem Gesichtsausdruck, den Anna gut kannte.

„Mama. Es ist September.“

„Ich weiß.“

„Du weißt schon, dass das genau das ist, worüber wir neulich geredet haben? Die Leute sollen schon im Herbst in Kauflaune kommen, damit sie im Dezember möglichst viel Zeug kaufen, das sie nicht brauchen. Und im Januar ist alles im Müll.“

„Ich weiß, Mira.“

„Und warum machst du dann mit?“

Anna legte den Stern weg, den sie gerade in der Hand hielt. „Weil ich im Dezember ein Drittel meines Jahresumsatzes mache. Wenn das Weihnachtsgeschäft schlecht läuft, kann ich im Februar die Löhne nicht zahlen. Dann muss ich Frau Kern sagen, dass sie nur noch halbtags kommen kann. Und Frau Kern hat zwei Kinder.“

Mira schwieg.

„Ich mache das nicht, weil ich will, dass die Leute Zeug kaufen, das sie nicht brauchen“, sagte Anna leiser. „Ich mache das, weil ich keine Wahl habe. So wie die drüben auch keine Wahl haben. Und der Großhändler auch nicht.“

* * *

Als Mira gegangen war, stieg Anna noch einmal auf die Leiter, um den letzten Stern aufzuhängen. Sie dachte an die Weihnachten ihrer Kindheit in der Mühle. An den Teller mit Plätzchen, die ihre Großmutter gebacken hatte. An den Pullover, den Walters Schwester ihr gestrickt hatte und der ihr viel zu groß war. An die Geschenke, die man nicht gekauft, sondern gemacht hatte, und an die Freude, die mehr mit den Menschen zu tun gehabt hatte als mit den Dingen.

Damals waren Geschenke eine Geste gewesen. Heute waren sie ein Umsatzziel.

Sie knotete die Schnur fest und stieg herunter. Der Pappweihnachtsmann winkte. Draußen auf der Straße ging ein Mann in kurzen Hosen vorbei und lachte, als er ihn sah.

* * *

Weihnachten im September

Jedes Jahr, einige Wochen vor Weihnachten, beginnt die wichtigste Zeit des Handels. Viele Geschäfte machen in den letzten Wochen des Jahres einen großen Teil ihres Umsatzes. Sie planen damit ihre Investitionen, ihre Löhne und ihre Zukunft. Und für viele Menschen ist der Kauf von Geschenken längst auch eine Belohnung für ein Jahr harter Arbeit geworden.

Aus der Sicht eines einzelnen Unternehmens ist das völlig vernünftig. Anna dekoriert ihr Schaufenster nicht im September, weil sie die Menschen zum Kaufen verführen will, sondern weil sie im Februar ihre Löhne zahlen muss. Doch aus der Sicht der ganzen Wirtschaft – und der Erde, auf der sie stattfindet – zeigt sich darin etwas Grundsätzliches: Verkaufen ist in unserer Wirtschaft keine Wahl, sondern eine Notwendigkeit. Wird nicht genug verkauft, geraten Unternehmen in Schwierigkeiten, Investitionen bleiben aus, Arbeitsplätze gehen verloren. Der Zwang zum Wachstum ist kein böser Wille einzelner Menschen. Er ist in die Grundlagen unserer Wirtschaftsordnung eingebaut.

Zugleich wissen wir, dass unbegrenztes Wachstum auf einem begrenzten Planeten nicht möglich ist. Selbst überzeugte Anhänger der Marktwirtschaft erkennen diesen Konflikt zunehmend an. Die bisherigen Lösungsversuche – sparsamere Technik, erneuerbare Energien, die Hoffnung, Wachstum vom Ressourcenverbrauch zu entkoppeln – haben vieles bewirkt, aber das Grundproblem nicht gelöst. Und wenn Menschen weniger kaufen oder ihre Dinge länger nutzen, reagiert die Wirtschaft nicht mit Erleichterung, sondern mit Krise.

Was der Markt geleistet hat

Dieses Buch ist keine Abrechnung mit der Marktwirtschaft. Im Gegenteil: Es beginnt mit einer Würdigung.

In Zeiten echten Mangels war der Markt das wirksamste Werkzeug, das die Menschheit hatte. Er hat Arbeit organisiert, Wissen verbreitet und Erfindungen belohnt. Er hat Knappheit besser bewältigt als jede Planbehörde. Und er hat in zwei Jahrhunderten einen großen Teil der Menschheit aus einer Armut geführt, die wir uns heute kaum noch vorstellen können.

Das Paradox des Überflusses

Gerade darin liegt das größte Paradox unserer Zeit. Der Markt war so erfolgreich, dass er eine Welt möglichen Überflusses geschaffen hat. Die heutige Produktion wäre groß genug, dass jeder Mensch bekommen könnte, was er für ein würdiges Leben braucht.

Doch wir verwalten diesen Reichtum noch immer mit den Werkzeugen des Mangels: mit Geld, Preisen und Lohnarbeit. Und diese Werkzeuge zwingen uns, den Überfluss künstlich zu begrenzen. Produziert wird nicht in erster Linie, was Menschen brauchen, sondern was sich verkaufen lässt. Dinge werden ersetzt, bevor sie verbraucht sind. Folgekosten für Umwelt und Gesellschaft tauchen in keiner Rechnung auf.

Zugleich hat sich in den letzten Jahrzehnten etwas verändert, das es nie zuvor gab. Digitale Vernetzung, automatisierte Logistik und künstliche Intelligenz machen es erstmals möglich, Bedarf, Produktionskapazitäten und Lieferketten in Echtzeit abzubilden und direkt miteinander abzustimmen – ohne den Umweg über den Preis.

Die Fragen dieses Buches

Daraus ergeben sich Fragen, die dieses Buch zu beantworten versucht:

Kann die direkte Abstimmung von Bedarf und Produktion die Steuerung durch Preise und Geld ersetzen?

Wie könnte eine Wirtschaft aussehen, die Unternehmen vom Zwang zum Wachstum befreit und ihnen erlaubt, einfach gute Produkte für die Menschen herzustellen?

Unter welchen Bedingungen würden die Eigentümer von Unternehmen, Rohstoffen und Immobilien bereit sein, sie für die Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen?

Und dann die Fragen, die jeder sofort stellt: Würden die Menschen aufhören zu arbeiten, wenn sie kostenlos versorgt wären? Würden die Geschäfte leergeräumt, wenn es keine Kassen mehr gäbe? Würde die Natur noch rücksichtsloser ausgebeutet, wenn kein Preis den Verbrauch begrenzt?

Die Antworten mögen auf den ersten Blick überraschen. Sie beruhen aber auf einer einfachen Beobachtung: Menschen organisieren schon heute einen großen Teil ihres Lebens ohne Kauf und Verkauf. In Familien, unter Freunden, in der Nachbarschaft, im Ehrenamt sorgen Menschen füreinander, ohne Rechnungen zu schreiben. Dieses Buch

fragt, ob das Prinzip der Fürsorge, das unser privates Zusammenleben seit Jahrtausenden trägt, auch auf die Wirtschaft als Ganzes übertragen werden kann.

Was dieses Buch nicht vorschlägt

Um Missverständnissen vorzubeugen, sei gleich zu Beginn gesagt, was dieses Buch nicht vorschlägt.

Es schlägt keine Planwirtschaft vor. Es gibt kein Planungsamt und keine Behörde, die festlegt, was produziert wird.

Es schlägt keine Enteignung vor. Niemandem wird etwas weggenommen. Unternehmerinnen und Unternehmer führen ihre Betriebe weiter.

Es schlägt keinen Umsturz vor. Der Weg, den dieses Buch beschreibt, beruht auf einer gemeinsamen, freiwilligen Entscheidung, die demokratisch abgesichert wird.

Und es predigt keinen Verzicht. Es beschreibt eine Welt, in der Menschen vermutlich weniger verbrauchen würden, ohne das Gefühl zu haben, auf etwas verzichten zu müssen.

Für wen dieses Buch geschrieben ist

Dieses Buch richtet sich an zwei Gruppen von Menschen, die selten miteinander sprechen.

Es richtet sich an diejenigen, die das Wachstum kritisch sehen und nach Wegen suchen, die Lebensgrundlagen künftiger Generationen zu erhalten. Ihnen bietet es einen Weg an, der nicht vom guten Willen jedes Einzelnen abhängt und niemandem seine Existenz nimmt.

Und es richtet sich an diejenigen, die von der Marktwirtschaft überzeugt sind und ihre Leistungen zu Recht verteidigen. Ihre stärksten Argumente – von Adam Smith bis Friedrich August von Hayek – werden in diesem Buch ernst genommen und ausführlich diskutiert.

Beide Gruppen haben mehr gemeinsam, als sie denken. Beide wollen, dass Menschen gut leben können. Beide wissen, dass die Wirtschaft dafür da ist, Menschen zu versorgen. Und beide spüren, dass der heutige Weg so nicht unbegrenzt weitergehen kann.

Wie dieses Buch aufgebaut ist

Das Buch hat fünf Teile. Teil I beschreibt die Ausgangslage: was der Markt geleistet hat, an welche Grenzen er stößt und warum wir trotzdem nicht aus ihm herauskommen. Teil II entwickelt die Idee einer Wirtschaft, die sich direkt nach dem Bedarf richtet. Teil III beschreibt, wie ein Übergang gelingen könnte und welche Einwände dagegen sprechen. Teil IV zeigt, wie sich Arbeit, Eigentum, Pflege und Staat danach verändern könnten. Teil V blickt auf die Welt als Ganzes.

Jedes Kapitel beginnt mit einer kurzen Szene. Sie erzählt von einer Familie: von Anna, einer Bäckermeisterin mit vier Angestellten; von ihrem Bruder Jonas, Controller bei einem Autozulieferer und überzeugter Anhänger der Marktwirtschaft; von Annas Tochter Mira, die studiert, sich in der Klimabewegung engagiert und ungeduldig auf Veränderung wartet; und von Walter, dem Vater, der früher eine Mühle betrieben hat und sich an eine Zeit erinnert, in der man noch wusste, wofür man arbeitet. Diese Familie ist erfunden. Aber was sie erlebt, erleben viele Menschen heute.

Auf jede Szene folgt ein Sachteil, der das Thema ausführlich behandelt und mit Quellen belegt. Am Ende jedes Kapitels fasst ein kurzer Abschnitt das Wichtigste zusammen.

Eine Geste

Am Ende dieses Buches steht der Wunsch nach einer Welt, in der die Geschenke, die wir uns zu Weihnachten machen, keine wirtschaftliche Notwendigkeit mehr sind – sondern wieder das, was sie immer sein sollten: eine menschliche Geste.

Zum Inhaltsverzeichnis

Teil I – Die Ausgangslage

2. Was der Markt geleistet hat

Die Mühle am Wehr

Die Mühle stand noch. Das Wasserrad war seit dreißig Jahren festgerostet, und auf dem Dach wuchs Moos, aber die Mauern standen. Walter blieb am Ufer stehen und stützte sich auf seinen Stock.

„Hier hat mein Großvater jeden Morgen um fünf aufgemacht“, sagte er. „Sommer wie Winter.“

Mira hatte ihn begleitet, weil Anna sie darum gebeten hatte. Der Arzt hatte gesagt, er solle mehr laufen. Eigentlich hatte sie für ihre Hausarbeit lesen wollen: Wachstumskritik, planetare Grenzen, ein Stapel Aufsätze, die alle mehr oder weniger dasselbe sagten. Dass es so nicht weitergehen kann.

„Wie viel hat er denn verdient?“, fragte sie.

Walter lachte. „Verdient? Am Anfang hat er gar kein Geld gesehen. Die Bauern brachten ihr Korn, und er behielt einen Teil davon als Mahllohn. Die Metze hieß das. Ein Scheffel von sechzehn, so ungefähr. Den Rest bekamen sie als Mehl zurück.“

„Und wenn das Mehl schlecht war?“

„Dann stand am nächsten Morgen der Bäcker Huber vor der Tür. Und am Sonntag wusste es das ganze Dorf.“ Er zeigte auf das Haus jenseits der Brücke. „Da hat der Huber gewohnt. Mein Großvater hat sein Mehl gemahlen, der Huber hat unser Brot gebacken. Keiner hat dem anderen einen Gefallen getan. Jeder wollte leben. Aber gerade deshalb musste jeder gute Arbeit machen.“

* * *

Sie setzten sich auf die Bank am Wehr. Walter erzählte, wie sein Vater nach dem Krieg die Mühle übernommen hatte, in einer Zeit, in der es Mehl nur auf Marken gab.

„Meine Mutter hat oft von dem Sommer achtundvierzig erzählt“, sagte er. „Da kam die neue Mark, und von einem Tag auf den anderen waren die Schaufenster voll. Die Leute standen davor und haben geweint. Vorher war alles zugeteilt, und trotzdem gab es nichts. Danach kostete alles Geld, aber man konnte es kaufen.“

„Das lag aber nicht nur am Markt“, sagte Mira. „Da war doch auch der Marshallplan und …“

„Natürlich.“ Walter nickte. „Aber eines kann ich dir sagen, Kind: Ohne den Markt hätten wir in den fünfziger Jahren nicht den ersten Traktor gehabt. Keine Waschmaschine für meine Mutter, die vorher jeden Montag mit wunden Händen am Waschbrett stand. Und ich wäre nie nach Italien gekommen.“ Er lächelte. „Neunzehnhundertsechzig. Rimini. Mit dem Motorrad.“

Mira kannte die Geschichte. Sie hatte sie nie unterbrochen.

* * *

„Und warum steht die Mühle dann still?“, fragte sie nach einer Weile.

Walter sah lange auf das Wasserrad.

„Ende der Achtziger haben die großen Mühlen an der Autobahn das Mehl für die Hälfte geliefert. Mit Lastwagen, direkt in die Backfabriken. Ich habe noch zehn Jahre durchgehalten, dann ging es nicht mehr.“ Er zuckte mit den Schultern. „Das war kein Unrecht. Die waren einfach besser. Oder jedenfalls billiger.“

„Ist das nicht dasselbe?“

„Früher schon“, sagte Walter. „Früher war billiger meistens auch besser. Weniger Arbeit für dasselbe Brot, das war ein Fortschritt. Das hat uns alle reicher gemacht.“ Er klopfte mit dem Stock gegen die Bank. „Heute weiß ich das nicht mehr so genau.“

„Was meinst du?“

„Deine Mutter backt Brot, das besser ist als alles, was es hier je gab. Und trotzdem muss sie sich jedes Jahr fragen, ob sie es sich noch leisten kann.“ Er stand mühsam auf. „Der Markt hat uns aus der Not herausgeholt, Mira. Das darfst du nie vergessen. Ich frage mich nur, ob er auch weiß, wann er fertig ist.“

Auf dem Rückweg sagte keiner von beiden etwas. Aber Mira dachte darüber nach, dass in ihrem Stapel Aufsätze kein einziger Satz stand, der so klang wie der von ihrem Großvater.

* * *

Der Satz vom Bäcker

> *„Nicht vom Wohlwollen des Metzgers, Brauers und Bäckers erwarten wir das, was wir zum Essen brauchen, sondern davon, dass sie ihre eigenen Interessen wahrnehmen. Wir wenden uns nicht an ihre Menschenliebe, sondern an ihre Eigenliebe.“*
>
> Adam Smith, Der Wohlstand der Nationen (1776)

Es ist wohl das berühmteste Zitat der Wirtschaftswissenschaften. Mit diesen zwei Sätzen beschrieb der schottische Moralphilosoph Adam Smith, was Walters Großvater und der Bäcker Huber jeden Tag erlebten: Keiner tat dem anderen einen Gefallen, und gerade deshalb mussten beide gute Arbeit leisten (Smith, 2023).

Smith wird oft so gelesen, als habe er den Egoismus zur Tugend erklärt. Das trifft ihn nicht. Er spricht von „self-love“, von Eigenliebe – dem verständlichen Wunsch, für sich und die eigene Familie zu sorgen. Siebzehn Jahre vor dem „Wohlstand der Nationen“ hatte er ein ganzes Buch über das Mitgefühl geschrieben, die „Theorie der ethischen Gefühle“ (Smith, 1759). Für Smith war der Mensch ein Wesen, das sich in andere

hineinversetzt und von ihnen geachtet werden will. Der Markt sollte diese Eigenschaften nicht ersetzen, sondern ihnen einen Rahmen geben.

Seine Beobachtung war einfach und bestechend: Wenn jeder Mensch für sich sorgt, indem er für andere etwas Nützliches herstellt, dann entsteht Wohlstand, ohne dass irgendjemand ihn planen muss. Später hat man dafür das Bild der „unsichtbaren Hand" verwendet. Smith selbst benutzt den Ausdruck im „Wohlstand der Nationen" nur ein einziges Mal und in einem engeren Zusammenhang. Doch das Bild hat sich durchgesetzt, weil es etwas Wahres trifft.

Warum der Bäcker einst nützlich war

Die Welt, die Smith vor Augen hatte, war überschaubar. Der Bäcker lebte im selben Ort wie seine Kundschaft. Er musste ein echtes, alltägliches Bedürfnis befriedigen, um selbst leben zu können: Er musste Brot backen, das satt machte und schmeckte. Sein Eigeninteresse und der Nutzen für die Gemeinschaft wiesen weitgehend in dieselbe Richtung. Gewinn war kein Selbstzweck, sondern die Folge einer erfüllten Versorgungsaufgabe. Das ist das Bild des ehrbaren Kaufmanns, das bis heute viele Unternehmerinnen und Unternehmer leitet.

Man sollte diese Zeit allerdings nicht verklären. Auch im 18. Jahrhundert wurde Brot gestreckt, wurden Preise abgesprochen und Konkurrenten durch Zunftregeln ferngehalten. In vielen Städten setzte die Obrigkeit den Brotpreis fest, weil man den Bäckern nicht traute. Smith selbst war ein scharfer Kritiker der Kaufleute. Er warnte, dass Leute desselben Gewerbes selten zusammenkämen, ohne dass am Ende eine Verabredung gegen die Öffentlichkeit stehe. Er misstraute Monopolen und der Nähe zwischen Handel und Staat.

Gerade deshalb ist sein Gedanke so stark. Smith war kein Schwärmer. Er sah die Schwächen der Menschen und der Märkte – und kam trotzdem zu dem Schluss, dass der freie Austausch vieler kleiner Anbieter die Menschen besser versorgt als jede andere Ordnung, die er kannte.

Was der Markt geleistet hat

Die Geschichte hat ihm in erstaunlichem Maß recht gegeben. Um 1800 lebte die große Mehrheit der Menschheit in einer Armut, die wir uns heute kaum noch vorstellen können. Die meisten Menschen arbeiteten auf dem Feld, und eine einzige schlechte Ernte konnte eine Hungersnot auslösen. Fast jedes zweite Kind starb, bevor es fünf Jahre alt wurde.

Heute lebt nur noch ein kleiner Teil der Weltbevölkerung in extremer Armut. Die Lebenserwartung hat sich mehr als verdoppelt. Waschmaschinen, Antibiotika, elektrisches Licht, Eisenbahnen und Computer – all das wurde nicht von einer zentralen Behörde verordnet, sondern entstand in einem Wettbewerb vieler Erfinder, Unternehmer und Arbeiter, die etwas Besseres oder Billigeres anbieten wollten.

In Deutschland hat diese Erfahrung einen Namen: das Wirtschaftswunder. Als im Juni 1948 die neue Währung kam und Ludwig Erhard gleichzeitig die meisten Preisvorschriften aufhob, füllten sich die Schaufenster fast über Nacht. Erhard verband den Markt mit einem sozialen Ausgleich und nannte sein Programm „Wohlstand für alle“ (Erhard, 1957). Für Walters Generation war das keine Theorie. Es war der erste Traktor, die erste Waschmaschine, die erste Reise nach Italien.

Auch der Vergleich spricht für den Markt. Die Planwirtschaften des 20. Jahrhunderts haben versucht, die Versorgung von oben zu steuern. Sie scheiterten nicht nur an fehlender Freiheit, sondern auch daran, dass ihre Behörden schlicht nicht wussten, was wo gebraucht wurde. Es gab Schuhe in falschen Größen und zu wenig Ersatzteile, während anderswo Lager überquollen. Der Markt hat diese Aufgabe besser gelöst als jede Zentralverwaltung.

Der Preis als Nachrichtensystem

Warum der Markt dabei so überlegen war, hat der österreichische Ökonom Friedrich August von Hayek 1945 in einem berühmten Aufsatz erklärt (Hayek, 1945). Für ihn lag die eigentliche Leistung des Marktes nicht im Wettbewerb an sich, sondern in den Preisen.

Hayeks Ausgangspunkt war eine bescheidene Einsicht: Das Wissen, das eine Wirtschaft braucht, ist auf Millionen von Köpfen verteilt. Der Bauer weiß, wie seine Ernte steht. Der Müller weiß, wie viel Korn er noch hat. Der Bäcker weiß, was seine Kundschaft morgen kaufen wird. Keine Behörde der Welt könnte all dieses Wissen rechtzeitig einsammeln.

Der Preis, so Hayek, löst dieses Problem auf geniale Weise. Er bündelt all diese verstreuten Informationen zu einer einzigen Zahl. Hayek wählte als Beispiel das Zinn: Wird Zinn irgendwo auf der Welt knapp, sei es, weil eine Mine schließt oder weil eine neue Verwendung entdeckt wurde, dann steigt sein Preis. Und Tausende von Menschen, die Zinn verwenden, gehen sparsamer damit um – ohne zu wissen, warum es knapp geworden ist. Sie müssen es auch nicht wissen. Der Preis hat es ihnen mitgeteilt.

Hayek verglich das Preissystem mit einem Telekommunikationsnetz, das Nachrichten über Knappheit und Bedarf über große Entfernungen und zwischen Menschen weiterleitet, die sich nie begegnen. 1974 erhielt er dafür den Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften.

Dieses Argument ist bis heute das stärkste, das für den Markt spricht, und dieses Buch nimmt es ernst. Wer eine Wirtschaft ohne Preise vorschlägt, muss eine Antwort darauf haben, wie die Informationen, die heute im Preis stecken, auf anderem Weg zu den Menschen gelangen. Wir werden in Kapitel 7 darauf zurückkommen.

Das Paradox des Erfolgs

Der Markt war also kein Irrweg. Er war über zwei Jahrhunderte das wirksamste Werkzeug, das die Menschheit hatte, um Arbeit zu organisieren, Wissen zu verbreiten und Knappheit zu überwinden.

Doch gerade in seinem Erfolg liegt eine Frage, die Walter am Wehr gestellt hat: Weiß der Markt auch, wann er fertig ist?

Er wurde für eine Welt des Mangels geschaffen. In einer solchen Welt war jedes zusätzliche Brot, jedes zusätzliche Paar Schuhe, jede zusätzliche Maschine ein Gewinn. Mehr zu produzieren hieß, besser zu leben. Heute aber produzieren die reichen Länder weit mehr, als ihre Bewohner für ein gutes Leben brauchen – und trotzdem muss die Wirtschaft jedes Jahr weiter wachsen, damit Arbeitsplätze, Renten und Staatshaushalte sicher bleiben.

Damit verändert sich etwas Grundlegendes. Zu Smiths Zeiten führte das Eigeninteresse des Bäckers fast von selbst zum Wohl seiner Kundschaft. Heute wird diese Verbindung an immer mehr Stellen brüchig. Das liegt nicht daran, dass die Menschen schlechter geworden wären. Es liegt daran, dass die Bedingungen sich geändert haben, unter denen der Markt einst so segensreich war.

Wie weit diese Veränderung reicht und an welche Grenzen sie stößt, zeigt das nächste Kapitel.

Das Wichtigste in Kürze

- Adam Smith hatte für seine Zeit recht: Wer für sich selbst sorgt, indem er anderen nützt, schafft Wohlstand für alle. Er meinte Eigenliebe, nicht Egoismus, und er war ein scharfer Kritiker von Monopolen und Absprachen.
- Der Markt hat die Menschheit in zwei Jahrhunderten aus der Massenarmut geführt. In Deutschland steht dafür das Wirtschaftswunder mit dem Versprechen „Wohlstand für alle“.
- Friedrich August von Hayek hat gezeigt, warum der Markt jeder Planbehörde überlegen war: Der Preis bündelt verstreutes Wissen und leitet es an alle weiter. Dieses Argument muss jede Alternative beantworten.
- Der Markt wurde für eine Welt des Mangels geschaffen. In einer Welt des möglichen Überflusses stellt sich die Frage, ob er noch dieselbe Aufgabe erfüllt.

Zum Inhaltsverzeichnis

3. Die Grenzen des Wachstums

Zwei Kurven

Es war Annas Geburtstag, und wie jedes Jahr hatte sie sich vorgenommen, an diesem Sonntag nicht zu arbeiten. Wie jedes Jahr hielt es bis zum Kaffee.

Mira hatte ihr Tablet an die Zuckerdose gelehnt. Auf dem Bildschirm stieg eine Kurve, gezackt wie ein Sägeblatt, aber unbeirrbar nach oben.

„Mauna Loa“, sagte sie. „Hawaii. Da messen sie seit 1958 den CO_2-Gehalt der Luft. Jedes Jahr ein neuer Rekord. Und es wird nicht langsamer, Onkel Jonas. Es wird schneller.“

Jonas nahm sich ein zweites Stück Apfelkuchen. „Ich bestreite das doch gar nicht.“

„Aber?“

„Aber ich habe auch eine Kurve.“ Er zog sein Handy heraus und wischte durch eine Tabelle. „Das ist unser Werk. Auftragseingang der letzten zwei Jahre. Seit März sind dreihundertzwanzig Leute in Kurzarbeit. Das sind keine Zahlen, Mira. Das ist der Rainer aus der Härterei, dessen Tochter gerade ein Haus gebaut hat. Das ist die Gül aus der Logistik mit ihren drei Kindern.“

„Und deshalb sollen wir weiter Autos bauen, bis …“

„Deshalb sage ich, dass Wachstum nicht einfach eine Ideologie ist, die man abschaltet. Wenn die Wirtschaft nicht wächst, verlieren Menschen ihre Arbeit. Und die, die sie verlieren, sind nicht die, die in deinen Seminaren über Degrowth reden.“

Mira wurde rot. „Das ist unfair.“

„Ja“, sagte Jonas ruhiger. „Ist es. Entschuldige.“

* * *

Walter hatte die ganze Zeit schweigend zugehört. Jetzt stellte er seine Tasse ab.

„Ihr habt beide recht“, sagte er. „Das ist ja das Schlimme.“

Anna stand auf, um neuen Kaffee zu kochen, und blieb an der Anrichte stehen, wo ein Stapel Papier lag. Sie hatte ihn eigentlich unter das Brotkörbchen geschoben, damit sie ihn heute nicht sehen musste.

„Wollt ihr wissen, wo eure beiden Kurven ankommen?“, fragte sie und hielt den Stapel hoch. „Hier.“

Jonas sah von seinem Handy auf. „Was ist das?“

„Der Lieferantenfragebogen vom Hotel am Markt. Die gehören zu einer Kette, und die Kette muss jetzt einen Nachhaltigkeitsbericht abgeben. Also will sie von mir wissen, wie hoch der CO_2-Fußabdruck eines Sesambrötchens ist. Woher mein Mehl kommt, woher

das Mehl meines Müllers kommt, ob auf dem Feld des Bauern Kinderarbeit ausgeschlossen ist. Sechsundvierzig Seiten.“ Sie blätterte. „Und auf Seite drei steht, dass sie die Lieferanten nach Preis und Nachhaltigkeit bewerten. Gleich gewichtet.“

„Das ist doch genau das, was du willst, Mira“, sagte Jonas. „Klimaschutz.“

„Ich will, dass weniger CO_2 in die Luft kommt“, sagte Mira. „Nicht, dass Mama am Sonntag Formulare ausfüllt.“

„Und ich will, dass meine Leute Arbeit haben“, sagte Jonas. „Nicht, dass die Bäckerei meiner Schwester an Papier erstickt.“

Anna legte den Stapel zurück unter das Brotkörbchen.

„Seht ihr“, sagte sie. „Ihr wollt beide etwas Vernünftiges. Und bei mir kommt beides als Arbeit an, die kein einziges Brot besser macht.“

* * *

Später, als Mira schon gegangen war und Jonas im Flur seine Jacke anzog, blieb er noch einmal in der Küchentür stehen.

„Weißt du, was mich an Mira wirklich ärgert?“, sagte er leise.

„Dass sie recht hat?“

„Dass ich keine Antwort habe.“ Er zog den Reißverschluss hoch. „Ich weiß, dass es mit dem Wachstum so nicht ewig weitergeht. Jeder in unserem Werk weiß das. Aber ich weiß auch, was passiert, wenn es aufhört. Das ist wie Fahrradfahren. Wenn du anhältst, fällst du um.“

Anna nickte. Auf der Anrichte lag noch Miras Tablet. Die Kurve leuchtete im Dunkeln.

* * *

Zwei Kurven, die beide stimmen

Mira und Jonas streiten über zwei Kurven. Die eine zeigt den Kohlendioxidgehalt der Luft, die andere den Auftragseingang eines Autozulieferers. Beide Kurven sind echt, und beide beschreiben ein ernstes Problem. Das Tückische ist, dass sie miteinander verbunden sind: Wenn die eine sinken soll, sinkt unter heutigen Bedingungen auch die andere.

Dieses Kapitel beschreibt drei Grenzen, an die unsere Wirtschaft heute stößt: die Grenze der Atmosphäre, die Grenze einer immer ungleicheren Verteilung und eine Grenze, die man erst bemerkt, wenn man selbst einen Betrieb führt – die Erschöpfung des Mittelstands. Zuvor aber müssen wir verstehen, warum Jonas recht hat, wenn er sagt, dass man Wachstum nicht einfach abschalten kann.

Warum die Wirtschaft wachsen muss

Unter Ökonomen ist umstritten, ob man von einem echten „Wachstumszwang“ sprechen sollte. Unstrittig ist aber, was in der Praxis geschieht, wenn die Wirtschaft nicht wächst. Dafür gibt es im Wesentlichen vier Gründe.

Der erste ist der technische Fortschritt selbst. Jahr für Jahr können wir mit weniger Arbeit dasselbe herstellen. Das ist eigentlich eine gute Nachricht. Doch wenn die Wirtschaft nicht wächst, braucht sie dann weniger Menschen. Wer seine Arbeit verliert, verliert sein Einkommen – denn in unserer Ordnung ist der Lebensunterhalt fast immer an Erwerbsarbeit gebunden.

Der zweite Grund sind Kredite. Unternehmen finanzieren Maschinen, Gebäude und Entwicklungen mit Krediten, die sie samt Zinsen zurückzahlen müssen. Das gelingt auf Dauer nur, wenn ihre Einnahmen steigen. Ein Bankberater, der nach dem Umsatzplus fragt, tut das nicht aus Bosheit.

Der dritte Grund sind die Erwartungen der Anleger. Wer sein Geld in Aktien, Fonds oder Lebensversicherungen anlegt – und das sind Millionen gewöhnlicher Sparer –, erwartet eine Rendite. Diese Rendite muss irgendwo erwirtschaftet werden.

Der vierte Grund sind die öffentlichen Haushalte. Steuern, Renten, Kranken- und Arbeitslosenversicherung hängen an Löhnen und Umsätzen. Schrumpft die Wirtschaft, sinken die Einnahmen genau dann, wenn mehr Menschen Unterstützung brauchen.

Deshalb reagiert unsere Wirtschaft auf Stillstand nicht mit Ruhe, sondern mit Krise. Wenn Menschen weniger kaufen, weil sie die Umwelt schonen wollen, ist das ökologisch richtig – und löst trotzdem Kurzarbeit aus. Regierungen antworten darauf mit Konjunkturprogrammen, die oft auf Kredit finanziert sind. Jonas' Vergleich mit dem Fahrrad trifft es: Wer anhält, fällt um.

Die Grenze der Atmosphäre

Seit 1958 misst eine Station auf dem Vulkan Mauna Loa auf Hawaii den Kohlendioxidgehalt der Luft. Vor Beginn der Industrialisierung lag er bei etwa 280 Teilen pro Million. Heute liegt er über 420 – höher als jemals in der Geschichte der Menschheit. In den letzten fünfzig Jahren stieg er um durchschnittlich rund 2 Teile pro Million im Jahr. In den letzten fünf Jahren hat sich der Anstieg auf etwa 2,7 beschleunigt (NOAA Global Monitoring Laboratory, 2026).

Dass der Mensch die Hauptursache dieser Erwärmung ist, ist in der Wissenschaft unbestritten. Der Weltklimarat und die Weltorganisation für Meteorologie bestätigen es seit Jahrzehnten. Das Jahr 2024 war das erste Kalenderjahr, in dem die globale Durchschnittstemperatur mehr als 1,5 Grad über dem vorindustriellen Niveau lag.

Die Ursache ist bekannt: Die Weltwirtschaft beruht noch immer zu rund 80 Prozent auf Kohle, Öl und Gas (Kearney, 2025). Und der Internationale Währungsfonds rechnet für

die kommenden Jahre mit weiterem Wachstum der weltweiten Wirtschaftsleistung (International Monetary Fund, 2026).

Kann man nicht beides haben – Wachstum und Klimaschutz? Die Hoffnung darauf heißt „Entkopplung“, und sie ist nicht unbegründet. Deutschland hat seinen Ausstoß an Treibhausgasen seit 1990 nahezu halbiert, während die Wirtschaftsleistung gewachsen ist. Solaranlagen und Windräder sind so billig geworden, wie es vor zwanzig Jahren niemand vorhergesagt hätte. Das ist eine echte Leistung, auch eine Leistung des Marktes.

Doch zur ehrlichen Bilanz gehört zweierlei. Ein Teil der Einsparungen in Europa beruht darauf, dass energieintensive Produktion in andere Länder verlagert wurde – die Waren kaufen wir trotzdem. Und weltweit steigen die Emissionen weiter. Die Entkopplung gelingt, aber sie gelingt zu langsam. Jedes Prozent Wachstum muss erst durch Effizienz ausgeglichen werden, bevor überhaupt eine Einsparung übrig bleibt. Es ist, als liefe man eine Rolltreppe hinunter, die nach oben fährt.

Schon 1972 hat der Club of Rome in seinem Bericht „Die Grenzen des Wachstums“ vor dieser Entwicklung gewarnt (Meadows, Meadows, & Behrens, 1972). Über fünfzig Jahre später hat sich an der Grundrichtung wenig geändert.

Wem der Wohlstand gehört

Die zweite Grenze ist weniger sichtbar, aber nicht weniger ernst. Der Weltungleichheitsbericht dokumentiert seit Jahren, dass Vermögen sich zunehmend konzentriert (World Inequality Report, 2026). Die reichsten zehn Prozent der Weltbevölkerung besitzen rund drei Viertel des weltweiten Vermögens. Die ärmere Hälfte der Menschheit besitzt zusammen weniger als fünf Prozent.

Dabei denkt man schnell an Milliardäre. Doch zu den reichsten zehn Prozent der Welt gehört bereits ein großer Teil der Mittelschicht in den Industrieländern: Ingenieurinnen, Ärzte, Handwerksmeister, Lehrerinnen mit Eigenheim. Wer dieses Buch liest, gehört mit einiger Wahrscheinlichkeit dazu. Es geht also nicht darum, mit dem Finger auf andere zu zeigen.

Auch innerhalb der Regionen sind die Unterschiede groß. In Europa erhalten die obersten zehn Prozent rund 37 Prozent aller Einkommen, in Teilen des Nahen Ostens über 60 Prozent (Sabautzki, 2025).

In der Marktwirtschaft ist ein gewisses Maß an Ungleichheit gewollt. Höhere Einkommen sollen Bildung, Leistung und Risikobereitschaft belohnen. Doch bei wachsender Konzentration entsteht ein zweites Problem, das auch Adam Smith beunruhigt hätte: Die Wirtschaft richtet sich nach der Kaufkraft. Wo viel Geld ist, wird produziert – Zweitwohnungen, Luxusreisen, Sportwagen. Wo wenig Geld ist, bleibt der Bedarf ungedeckt, auch wenn er dringend ist. Und große Vermögen müssen ihrerseits angelegt werden und Rendite bringen. Das verstärkt den Druck auf weiteres Wachstum.

Das Bürokratie-Paradox

Die dritte Grenze zeigt sich auf Annas Küchenanrichte, in Form von sechsundvierzig Seiten Papier.

Das Rückgrat der europäischen Wirtschaft sind nicht die Großkonzerne, sondern kleine und mittlere Unternehmen. Sie machen 99,8 Prozent aller Unternehmen in der Europäischen Union aus, beschäftigen fast zwei Drittel aller Arbeitnehmer und erwirtschaften mehr als die Hälfte der Wertschöpfung (European Commission, 2025). Gerade diese Betriebe klagen heute am lautesten. In Umfragen nennen rund zwei Drittel von ihnen die Bürokratie als ihre größte Belastung.

Diese Bürokratie ist kein Zufall und keine Schikane. Sie ist der Versuch des Staates, eine Lücke des Marktes zu schließen. Der Preis eines Produkts sagt nichts darüber, wie viel CO_2 bei seiner Herstellung ausgestoßen wurde oder ob irgendwo in der Lieferkette Kinder gearbeitet haben. Also verpflichtet der Gesetzgeber die Unternehmen, es nachzuweisen: mit dem Lieferkettengesetz (Lieferkettengesetz, 2023), mit der Pflicht zur Nachhaltigkeitsberichterstattung ((EU) 2022/2464, 2022) und mit der EU-Taxonomie ((EU) 2020/852, 2020).

Die Absicht ist gut. Doch diese Regeln wurden für Großkonzerne geschrieben. Die Konzerne geben die Pflichten an ihre Zulieferer weiter – und das sind meist kleine Betriebe wie Annas Bäckerei. Was als Instrument für die Großen gedacht war, wird so zur schwersten Last für die Kleinen (Bollen, 2025). Inzwischen hat die EU begonnen, einen Teil dieser Pflichten wieder zu lockern. Damit sinkt die Last für die Betriebe – aber auch der Schutz, den die Regeln bewirken sollten.

Das ist das Bürokratie-Paradox: Je ernster wir Klima und Menschenrechte nehmen, desto mehr Papier entsteht. Und je mehr Papier entsteht, desto lauter wird der Ruf, die Regeln wieder abzuschaffen. Mira und Jonas wollen beide etwas Vernünftiges. Bei Anna kommt beides als Arbeit an, die kein Brot besser macht.

Drei Grenzen, ein Muster

Klimawandel, Ungleichheit und Bürokratie scheinen auf den ersten Blick wenig miteinander zu tun zu haben. Doch sie folgen demselben Muster. In allen drei Fällen versucht eine Wirtschaft, die auf Wachstum angewiesen ist, Ziele zu erreichen, die mit Wachstum schwer vereinbar sind. Und in allen drei Fällen werden die Folgen nachträglich repariert: mit Klimaabkommen, Umverteilung und Berichtspflichten.

Diese Reparaturen sind notwendig, und sie haben viel erreicht. Aber sie bekämpfen Symptome. Solange der Antrieb – der Druck, jedes Jahr mehr zu verkaufen – derselbe bleibt, werden sie mit immer größerem Aufwand hinter der Entwicklung herlaufen.

Damit stellt sich die naheliegende Frage: Wenn so viele Menschen das Problem erkennen – Klimaforscherinnen, Unternehmer, Politiker, Bürger –, warum ändert es dann

niemand? Die Antwort ist überraschend einfach, und sie hat nichts mit Gier oder Dummheit zu tun. Sie ist Thema des nächsten Kapitels.

Das Wichtigste in Kürze

- Unsere Wirtschaft muss wachsen, damit Arbeitsplätze, Kredite, Renten und Staatshaushalte stabil bleiben. Wer anhält, fällt um.
- Der CO_2-Gehalt der Luft steigt schneller als je zuvor. Die Entkopplung von Wachstum und Emissionen gelingt teilweise, aber weltweit zu langsam.
- Vermögen konzentriert sich zunehmend – und die Produktion folgt der Kaufkraft, nicht dem dringendsten Bedarf.
- Die Regeln, mit denen der Staat diese Probleme repariert, treffen ausgerechnet den Mittelstand am härtesten. Alle drei Grenzen folgen demselben Muster.

Zum Inhaltsverzeichnis

4. Warum wir feststecken

Die Backbleche

Der Vertreter hatte die Backbleche auf dem Arbeitstisch ausgelegt wie ein Juwelier seine Ringe. Schwarzstahl, drei Millimeter stark, die Kanten von Hand gefalzt. „Die überleben Sie“, sagte er. „Und Ihre Tochter auch.“

Anna fuhr mit dem Daumen über die Kante. Hinter ihr im Regal standen die Aluminiumbleche, die sich nach zwei Jahren verzogen. Ihre Beschichtung blätterte irgendwann in kleinen grauen Flocken ab, und niemand wollte so genau wissen, wo die landeten. Ein neues Blech aus Schwarzstahl kostete dreihundertvierzig Euro, ein Aluminiumblech achtunddreißig.

„Ich melde mich“, sagte sie.

* * *

Am Abend saß sie im kleinen Büro hinter der Backstube und rechnete. Mira hatte ihr seit einem Jahr vorgehalten, wie viel Plastik über die Ladentheke ging: die Tüten mit dem Sichtfenster, die Folie um die Brötchen, die Becher für den Kaffee zum Mitnehmen. Wenn Anna die Bleche kaufte und gleichzeitig auf reine Papiertüten umstellte, stieg der Preis für ein Kilo Brot um etwa vierzig Cent.

Vierzig Cent. Die meisten Kunden würden es nicht merken. Einige schon.

Durch das Fenster sah sie auf die Ecke gegenüber, wo bis zum letzten Herbst die Metzgerei Brandl gewesen war. Jetzt leuchtete dort das orangefarbene Schild eines Backshops. Die Teiglinge kamen tiefgefroren aus einem Werk dreihundert Kilometer entfernt und wurden im Laden aufgebacken. Das Brötchen kostete dort neunundzwanzig Cent. Bei Anna kostete es fünfundfünfzig.

* * *

Am nächsten Morgen saß sie Herrn Kessler von der Sparkasse gegenüber. Er betreute sie seit zwölf Jahren; der Kredit für den Etagenofen lief noch vier.

„Frau Hofmann, ich will ehrlich sein“, sagte er und drehte den Bildschirm ein Stück zu ihr. „Ihre Zahlen sind solide. Aber sie stehen. Seit drei Jahren. Wenn wir im Frühjahr über die Anschlussfinanzierung sprechen, wird die Kreditabteilung fragen, wo das Wachstum herkommen soll.“

„Ich backe Brot“, sagte Anna. „Die Leute essen nicht mehr Brot, nur weil ich das gern hätte.“

„Eine zweite Filiale vielleicht? Ein Café-Bereich? Catering für Firmen?“ Er schob ihr eine Broschüre über den Tisch. Er meinte es gut, das wusste sie. Er hatte auch Vorgaben.

Sie dachte an die Bleche und sagte nichts davon.

* * *

Sevgi traf sie am Abend im gemeinsamen Hinterhof, wo beide Läden ihre Mülltonnen stehen hatten. Sevgi leitete den Backshop gegenüber. Sie zog gerade zwei prall gefüllte blaue Säcke zur Tonne.

„Alles von heute?“, fragte Anna.

„Alles von heute.“ Sevgi wischte sich die Hände an der Schürze ab. „Die Zentrale will, dass die Theke bis neunzehn Uhr voll aussieht. Eine volle Theke verkauft besser, sagen sie. Stimmt ja auch.“

„Und wenn du ab sechs einfach weniger aufbackst?“

Sevgi lachte, aber nicht unfreundlich. „Dann liegt mein Umsatz unter dem von Hanau. Hanau backt bis zum Schluss voll. Und wer im Ranking hinten liegt, ist nächstes Jahr nicht mehr Filialleiterin.“ Sie zuckte mit den Schultern. „Meine Zentrale hat übrigens auch einen Chef. Die gehört zur Hälfte einem Pensionsfonds in Kanada. Der muss pensionierten Lehrerinnen ihre Rente zahlen.“

Sie standen eine Weile still nebeneinander.

„Weißt du, was das Komische ist?“, sagte Sevgi. „Keiner von denen will, dass ich Brot wegwerfe. Die Lehrerinnen in Kanada bestimmt nicht.“

* * *

Spät am Abend rief Jonas an, wie fast jeden Donnerstag. Anna erzählte ihm von den Blechen, von Herrn Kessler und von Sevgis blauen Säcken.

„Du kannst die Bleche kaufen“, sagte Jonas. „Du kannst auch auf Papier umstellen. Dann bist du die anständigste Bäckerin der Stadt.“ Er machte eine Pause. „Für ungefähr drei Jahre.“

„Danke für die Aufmunterung.“

„Ich mein das nicht böse, Anna. Bei uns ist es genau dasselbe. Wir könnten Getriebe bauen, die dreißig Jahre halten. Unsere Ingenieure wüssten, wie. Aber der Einkauf beim Autohersteller würde uns rauswerfen, weil die Konkurrenz zwölf Prozent billiger ist – und weil das Auto nach zehn Jahren ohnehin verschrottet wird. Wer da als Erster aussteigt, ist weg vom Fenster.“

„Und wenn alle gleichzeitig aussteigen?“

Jonas schwieg so lange, dass sie dachte, die Verbindung sei abgebrochen.

„Wenn alle es gleichzeitig machen“, sagte er schließlich, „dann gibt es kein Problem. Dann ist es sogar besser für alle. Aber das passiert nicht. Das ist ja das Problem.“

* * *

Anna machte das Licht in der Backstube aus. Im Dunkeln glänzte noch das Prospekt mit den Schwarzstahlblechen auf dem Tisch.

Es lag nicht an Sevgi. Es lag nicht an Herrn Kessler, nicht an den Lehrerinnen in Kanada, nicht an den Kunden, die auf vierzig Cent achten mussten. Es lag auch nicht an ihr. Jeder von ihnen tat genau das, was vernünftig war. Und zusammen ergab das etwas, das keiner von ihnen wollte.

Sie legte den Prospekt in die Schublade. Nicht in den Papierkorb. In die Schublade.

* * *

Was Anna erlebt hat, hat einen Namen

Niemand in Annas Geschichte hat etwas falsch gemacht. Der Bankberater achtet auf die Sicherheit des Kredits, die Filialleiterin auf ihr Ranking, der Pensionsfonds auf die Renten der Lehrerinnen, die Kunden auf ihr Haushaltsgeld – und Anna auf das Überleben ihrer Bäckerei. Jeder handelt vernünftig. Und doch kommt am Ende etwas heraus, das keiner von ihnen will: Brot im Müll, Plastik an der Theke, Bleche, die nach zwei Jahren verbogen sind.

Für diese Situation hat die Wissenschaft schon vor über siebzig Jahren einen Namen gefunden. Sie heißt Gefangenendilemma.

Die Spieltheorie, ein Teilgebiet der Mathematik und der Wirtschaftswissenschaften, untersucht, wie Menschen entscheiden, wenn das Ergebnis nicht nur von ihnen selbst abhängt, sondern auch davon, was andere tun. Ihr bekanntestes Gedankenexperiment geht so:

Zwei Verdächtige werden nach einem Einbruch festgenommen und getrennt verhört. Die Polizei hat nur wenige Beweise. Jedem der beiden wird dasselbe Angebot gemacht: Wer gesteht und den anderen belastet, kommt frei, der andere muss für zehn Jahre ins Gefängnis. Schweigen beide, reichen die Beweise nur für ein Jahr. Gestehen beide, bekommen beide fünf Jahre.

Was tun die beiden? Für jeden Einzelnen ist es vernünftig zu gestehen – ganz gleich, was der andere macht. Schweigt der andere, kommt man frei. Gesteht der andere, bekommt man immerhin fünf statt zehn Jahre. Also gestehen beide und sitzen fünf Jahre. Hätten sie beide geschwiegen, wäre es nur ein Jahr gewesen.

Das ist der Kern des Dilemmas: Jeder entscheidet für sich vernünftig, und gemeinsam landen alle in einer Lage, die schlechter ist als nötig. Nicht weil die Beteiligten dumm oder böse wären, sondern weil keiner sicher sein kann, dass der andere mitzieht.

Ein Gleichgewicht, aus dem keiner allein herauskommt

Der Mathematiker John Nash, dessen Leben später im Film „A Beautiful Mind“ erzählt wurde, hat 1950 beschrieben, warum solche Lagen so erstaunlich stabil sind (Nash, 1950). Ein „Nash-Gleichgewicht“ ist ein Zustand, in dem keiner einen Vorteil davon hat,

als Einziger etwas zu ändern. Solange alle anderen weitermachen wie bisher, ist Weitermachen auch für mich die beste Wahl.

Wichtig ist dabei: Ein Gleichgewicht ist nicht dasselbe wie ein guter Zustand. Es kann sehr stabil und zugleich sehr kostspielig sein. Die beiden Verdächtigen sitzen in einem solchen Gleichgewicht – fünf Jahre, obwohl ein Jahr möglich gewesen wäre.

Und es gibt meist mehr als ein Gleichgewicht. Hätten die beiden sich vorher fest versprechen können zu schweigen, und hätte jeder dem anderen vertraut, dann wäre auch das Schweigen stabil gewesen. Der Unterschied zwischen dem schlechten und dem guten Gleichgewicht liegt also nicht im Charakter der Beteiligten. Er liegt darin, ob sie sich abstimmen können.

Das Dilemma in unserer Wirtschaft

Übertragen auf unsere Wirtschaft sieht das so aus:

Anna könnte langlebige Bleche kaufen, auf Plastik verzichten und Brot anbieten, das nicht im Müll landet. Wenn alle Bäckereien das täten, gäbe es kein Problem – keine wäre teurer als die andere. Tut sie es allein, wird ihr Brot teurer, ein Teil der Kundschaft wandert ab, und die Bank fragt im Frühjahr nach dem Wachstum. Also bleibt sie beim Alten. Nicht aus Gleichgültigkeit, sondern weil der Ausstieg im Alleingang ihre Bäckerei gefährden würde.

Dasselbe gilt für den Backshop gegenüber, für Jonas' Getriebewerk und für fast jedes Unternehmen. Wer als Einziger auf Wachstum verzichtet, langlebiger produziert oder auf aggressive Werbung verzichtet, verliert Marktanteile an die, die es nicht tun.

Es gilt auch für Staaten. Ein Land, das als einziges strenge Umweltauflagen oder hohe Unternehmenssteuern einführt, riskiert, dass Betriebe in andere Länder abwandern. Deshalb fallen Klimaschutzabkommen oft schwächer aus, als es die Wissenschaft für nötig hält. Kein Regierungschef will der Erste sein, der seiner Wirtschaft einen Nachteil auferlegt.

Und es gilt für jeden von uns. Wer weniger arbeiten möchte, um mehr Zeit für die Familie oder das Ehrenamt zu haben, verliert Einkommen und oft auch die Aussicht auf eine gute Rente. Wer weniger kauft, um die Umwelt zu schonen, tut das Richtige – trägt aber, wenn viele es tun, zu sinkenden Umsätzen und damit zu unsicheren Arbeitsplätzen bei.

Das ganze System steckt so in einem Gleichgewicht, das sehr viel Energie und Rohstoffe verbraucht. Diese Energie fließt nicht nur in die Versorgung der Menschen, sondern zu einem großen Teil in den Wettlauf selbst: in parallele Produktentwicklungen, in Werbung, in Verpackung, in Waren, die früher ersetzt werden, als es nötig wäre. Jeder Einzelne würde gern weniger davon. Aber keiner kann allein aufhören.

Ökonomen kennen diesen Mechanismus seit Langem, unter anderem als „Tragik der Allmende“ (Hardin, 1968): Jeder Hirte, der eine weitere Kuh auf die gemeinsame Weide stellt, hat einen kleinen Vorteil; tun es alle, ist die Weide bald zerstört. Die Erde ist heute unsere gemeinsame Weide.

Die Tragik des Unternehmers

In Kapitel 2 haben wir gesehen, dass zu Adam Smiths Zeiten das Eigeninteresse des Bäckers und das Wohl seiner Kundschaft weitgehend in dieselbe Richtung wiesen. Wer gutes Brot backte, hatte Kundschaft; wer schlechtes Brot backte, verlor sie.

Diese Übereinstimmung ist heute an vielen Stellen brüchig geworden. Das liegt nicht daran, dass Unternehmer gieriger geworden wären als Smiths Bäcker. Wer sich mit Inhaberinnen und Inhabern kleiner und mittlerer Betriebe unterhält, hört meist etwas anderes: Sie wollen gute Produkte herstellen, ihre Mitarbeiter halten, in ihrer Region Verantwortung tragen. Viele von ihnen empfinden den Wachstumsdruck nicht als Ansporn, sondern als Last.

Der Grund liegt in den Spielregeln. Ein Unternehmen muss heute nicht nur seine Kosten und den Lebensunterhalt seiner Beschäftigten decken. Es muss Kredite bedienen, Investitionen erwirtschaften und – je größer es ist – Renditeerwartungen erfüllen. Damit schiebt sich zwischen die Frage „Brauchen die Menschen das?“ und die Entscheidung, etwas herzustellen, eine zweite Frage: „Lässt es sich gewinnbringend verkaufen?“

Meistens fallen beide Antworten zusammen, und dann leistet der Markt Erstaunliches. Doch an zwei Stellen fallen sie auseinander:

Erstens gibt es Dinge, die dringend gebraucht werden, sich aber nicht rechnen. Ein Medikament gegen eine Tropenkrankheit kann Tausende Leben retten. Weil die Betroffenen kaum Kaufkraft haben, wird es oft nicht entwickelt. Ähnliches gilt für viele Bereiche der Pflege, die unter ständigem Kostendruck stehen, obwohl ihr Wert unbestritten ist.

Zweitens gibt es Dinge, die sich gut verkaufen lassen, aber wenig zu einem guten Leben beitragen: Kleidung, die nach wenigen Wäschen ausgedient hat, Elektronik, die sich nicht reparieren lässt, Spielzeug, das nach Weihnachten im Müll landet. Oder Getriebe, die nach etwa zehn Jahren verschlissen sind – nicht weil die Ingenieure es nicht besser könnten, sondern weil sie auf die Lebensdauer eines Autos ausgelegt sind, das danach ohnehin ersetzt werden soll. Ein Getriebe, das dreißig Jahre hält, würde dem Hersteller Folgeaufträge kosten. Damit sie gekauft werden, braucht es Werbung, die neue Wünsche weckt.

Ein Unternehmer, der sich gegen diese Logik stellt – langlebig produziert, reparierbar konstruiert, auf aufdringliche Werbung verzichtet –, handelt im besten Sinne des ehrbaren Kaufmanns. Er wird dafür aber nicht belohnt, sondern im Wettbewerb benachteiligt. Das ist kein Versagen des Marktes im üblichen Sinn. Der Markt

funktioniert genau so, wie er gebaut ist. Er belohnt, was sich verkauft, und nicht automatisch das, was gebraucht wird.

Warum gute Absichten allein nicht reichen

Wenn das Problem in den Spielregeln liegt, helfen Appelle an die Moral nur begrenzt. Man kann Anna nicht vorwerfen, dass sie ihre Bäckerei nicht aufs Spiel setzt. Man kann von Sevgi nicht verlangen, ihre Stelle zu riskieren. Moralische Vorbilder sind wertvoll, aber sie verändern das Gleichgewicht nicht – sie zahlen oft nur selbst den Preis dafür.

Die Politik versucht seit Jahrzehnten, die Spielregeln nachzubessern: mit CO_2-Preisen, Lieferkettengesetzen, Nachhaltigkeitsberichten und Förderprogrammen. Diese Instrumente haben vieles bewirkt, und sie verdienen Anerkennung. Aber sie stoßen auf zwei Grenzen. Sie gelten meist nur in einzelnen Ländern oder Regionen und lösen damit neue Ausweichbewegungen aus. Und sie erzeugen, wie wir in Kapitel 3 gesehen haben, eine Bürokratie, die gerade die kleinen Betriebe am härtesten trifft.

Auch die Vorschläge der Postwachstumsbewegung – kürzere Arbeitszeiten, regionale Kreisläufe, ein neues Verständnis von Wohlstand – zielen in die richtige Richtung. Viele davon werden in diesem Buch wieder auftauchen. Ihr Hindernis ist dasselbe: Wer sie als Einzelner, als einzelnes Unternehmen oder als einzelnes Land umsetzt, trägt die Nachteile, während die anderen weitermachen.

Ein schrittweiser, vereinzelter Ausstieg aus einem Gefangenendilemma ist deshalb kaum möglich. Wer zuerst springt, fällt.

Wie man ein Dilemma löst: gemeinsam und gleichzeitig

Die gute Nachricht der Spieltheorie lautet: Ein Gefangenendilemma ist kein Naturgesetz. Es löst sich auf, sobald die Beteiligten sich abstimmen können und darauf vertrauen, dass alle mitziehen. Dass das gelingen kann, zeigt die Geschichte an überraschend vielen Stellen.

Am 3. September 1967 um fünf Uhr morgens wechselte ganz Schweden vom Links- auf den Rechtsverkehr. Es wäre unmöglich gewesen, das schrittweise zu tun – erst die Lastwagen, dann die Busse, dann die Autos. Es ging nur gleichzeitig. Die Umstellung war jahrelang vorbereitet worden, und sie verlief erstaunlich ruhig. Die Zahl der Unfälle sank in den Wochen danach sogar, weil alle besonders aufmerksam fuhren.

1987 einigten sich die Staaten der Welt im Montreal-Protokoll darauf, die Stoffe, die die Ozonschicht zerstören, gemeinsam auslaufen zu lassen. Kein Land hätte das allein durchsetzen können, ohne seiner Industrie zu schaden. Weil alle gleichzeitig handelten, war es für keinen ein Nachteil. Heute erholt sich die Ozonschicht.

Am 1. Januar 2002 wurde in zwölf Ländern gleichzeitig der Euro als Bargeld eingeführt. Über dreihundert Millionen Menschen wechselten innerhalb weniger Tage ihr Zahlungsmittel. Auch das war nur deshalb möglich, weil es überall zur selben Zeit geschah.

Diese Beispiele haben eines gemeinsam: Ein stabiles, aber unbefriedigendes Gleichgewicht wurde nicht durch Druck oder Moral verlassen, sondern durch eine gemeinsame, gleichzeitige Entscheidung. Danach war das neue Gleichgewicht genauso stabil wie das alte. Kein Schwede fährt heute wieder links.

Die Forschung von Elinor Ostrom zu Gemeingütern, für die sie 2009 den Wirtschaftsnobelpreis erhielt, zeigt dasselbe im Kleinen: Menschen sind sehr wohl in der Lage, aus der „Tragik der Allmende“ auszubrechen, wenn sie miteinander reden, klare Regeln vereinbaren und einander vertrauen können (Ostrom, 1990).

Die Frage, die bleibt

Am Ende von Annas Telefonat stellt sie die entscheidende Frage: „Und wenn alle gleichzeitig aussteigen?“ Jonas antwortet ehrlich: Dann wäre es besser für alle. Aber das passiert nicht.

Dieses Buch nimmt seinen Einwand ernst – und fragt zugleich, ob er noch stimmt. Noch nie war die Welt so eng vernetzt wie heute. Lieferketten, Zahlungsverkehr und Kommunikation laufen bereits weltweit in Echtzeit. Die Gleichzeitigkeit, die früher eine unüberwindbare Hürde war, ist heute vor allem eine Frage der Verabredung.

Was genau dabei verabredet werden müsste, wer den ersten Schritt tun könnte und warum gerade der Mittelstand dafür eine besondere Rolle spielt, zeigen die folgenden Kapitel. Zuvor aber müssen wir eine Frage klären, die viel grundsätzlicher ist, als sie klingt: Wofür wirtschaften wir eigentlich?

Das Wichtigste in Kürze

- Das Problem unserer Wirtschaft ist nicht die Gier Einzelner, sondern ein Gefangenendilemma: Jeder handelt vernünftig, und gemeinsam landen alle in einem Zustand, den keiner will.
- Dieser Zustand ist stabil, weil niemand allein aussteigen kann, ohne sich selbst zu schaden. Das gilt für Unternehmen, für Staaten und für jeden Einzelnen.
- Moralische Appelle und nationale Regeln helfen, stoßen aber an Grenzen, solange nicht alle mitziehen.
- Gefangenendilemmata lassen sich lösen – durch eine gemeinsame, gleichzeitige Entscheidung. Die Geschichte kennt dafür gelungene Beispiele.

Zum Inhaltsverzeichnis

Teil II – Die Idee

5. Wofür wir eigentlich wirtschaften

Die Kalkulation

Es war kurz nach Mitternacht. In drei Stunden würde der Wecker klingeln, aber Anna saß noch im Büro hinter der Backstube, vor sich die Kalkulation für das kommende Jahr. Der Steuerberater wollte sie bis Freitag haben.

Ein Sesambrötchen. Fünfundfünfzig Cent.

Sie hatte die Zahlen schon hundertmal gesehen, aber heute las sie sie, als wären sie in einer fremden Sprache geschrieben. Mehl: neun Cent. Sesam, Hefe, Salz: drei Cent. Energie für den Ofen: fünf Cent. Löhne und Sozialabgaben: einundzwanzig Cent. Miete, Versicherung, Zinsen für den Ofenkredit: acht Cent. Steuern und Abgaben. Und am Ende ein kleiner Rest, der „Gewinn" hieß.

Sie nahm einen Bleistift und schrieb neben jede Zeile, wohin das Geld eigentlich ging.

Neben die Löhne schrieb sie: Svetlana, Tobias, Frau Kern und Mehmet. Miete für ihre Wohnungen. Essen. Die Zahnspange von Tobias' Sohn.

Neben das Mehl schrieb sie: Mühle. Und dann, nach kurzem Nachdenken: Müller, Lastwagenfahrer, Bauer. Auch deren Lohn, deren Miete, deren Essen.

Neben die Energie schrieb sie: Stadtwerke. Die Leute im Kraftwerk, die Monteure, die das Netz warten.

Neben die Zinsen schrieb sie: Sparkasse. Herr Kessler. Und die Sparer, deren Geld die Bank verleiht. Vielleicht jemand, der für seine Rente spart.

Neben den Gewinn schrieb sie: ich. Und dann strich sie das Wort durch und schrieb genauer: meine Miete. Meine Krankenversicherung. Eine Rücklage, falls der Ofen kaputtgeht. Etwas für die Rente, weil ich als Selbstständige sonst keine habe. Miras Studium.

Sie lehnte sich zurück und sah auf das Blatt.

Es gab keine einzige Zeile, die nicht am Ende bei einem Menschen ankam, der davon lebte. Kein Cent verschwand im Nichts. Alles, was ein Brötchen „kostete", war der Lebensunterhalt von irgendjemandem.

* * *

Sie ging in die Küche, um sich ein Glas Wasser zu holen. Im Kühlschrank stand noch der Rest vom Apfelkuchen, den sie zu ihrem Geburtstag gebacken hatte. Sie schnitt sich ein Stück ab und aß es im Stehen.

Die Äpfel waren aus Walters Garten. Für die hatte niemand bezahlt. Der Baum hatte sie einfach wachsen lassen, aus Erde, Regen und Sonne. Walter hatte sie gepflückt, sie selbst hatte sie geschält. Auch dafür hatte niemand bezahlt.

Das Mehl und die Butter hatte sie gekauft. Aber auch dort, dachte sie, war das Geld nur weitergewandert – zum Bauern, zur Molkerei, zu den Menschen, die dort arbeiteten. Am Anfang jeder Kette stand ein Feld, eine Kuh, ein Baum. Und die hatten keine Rechnung geschrieben.

Natur und Arbeit. Mehr war nicht in dem Kuchen.

Sie dachte an den Satz, den Walter neulich an der Mühle gesagt hatte: Ob der Markt weiß, wann er fertig ist. Und zum ersten Mal fragte sie sich etwas, das ihr in fünfundzwanzig Jahren als Bäckerin nie eingefallen war:

Wenn alles, was ein Brötchen kostet, nur dazu dient, dass die Menschen, die es herstellen, leben können – was würde ein Brötchen dann kosten, wenn ihr Leben schon gesichert wäre?

Sie stellte den Teller in die Spüle. Die Kalkulation lag noch auf dem Schreibtisch. Morgen würde sie sie fertig machen, wie jedes Jahr. Aber das Blatt mit den Bleistiftnotizen legte sie zur Seite. Das wollte sie behalten.

* * *

Die Frage hinter der Kalkulation

Anna hat in einer Nacht etwas getan, was in der Betriebswirtschaft selten vorkommt: Sie hat ihre Kalkulation nicht nach Kostenarten gelesen, sondern danach, bei wem das Geld am Ende ankommt. Das Ergebnis war verblüffend einfach. Jeder Cent, den ein Brötchen kostet, landet bei Menschen, die davon leben.

Bevor wir verstehen können, was daraus folgt, müssen wir einen Schritt zurücktreten und eine Frage stellen, die so grundlegend ist, dass sie im Alltag kaum jemand stellt: Wofür wirtschaften wir eigentlich?

Wofür eine Wirtschaft da ist

Auf diese Frage gibt es eine Antwort, der Marktbefürworter und Wachstumskritiker gleichermaßen zustimmen können. Adam Smith hat sie im „Wohlstand der Nationen“ selbst gegeben: Der Konsum ist der einzige Zweck aller Produktion. Mit anderen Worten: Eine Wirtschaft ist dazu da, Menschen zu versorgen.

Gemeint ist dabei weit mehr als das nackte Überleben. Zu einem würdigen Leben gehören Nahrung und Wohnung, Kleidung und Gesundheit, aber auch Bildung, Mobilität, Kultur und die Pflege, wenn man sie braucht. Und weil die Natur die Grundlage aller Produktion ist, gehört noch etwas dazu: Die Versorgung muss so geschehen, dass sie auch morgen noch möglich ist – für unsere Kinder und Enkel.

Auch in der ökonomischen Lehrbuchwelt ist der Gewinn kein Selbstzweck. Er ist ein Anreiz, ein Mittel, um die Versorgung möglichst wirksam zu organisieren. Schwierig wird es erst dann, wenn sich das Mittel verselbstständigt – wenn nicht mehr der Bedarf die

Produktion bestimmt, sondern die Produktion neue Bedürfnisse erfinden muss, damit sie weiterlaufen kann. Davon war in den Kapiteln 3 und 4 die Rede.

Ob eine Wirtschaft gut ist, sollte sich deshalb an zwei Fragen messen lassen: Sind die Menschen gut versorgt? Und bleiben die natürlichen Lebensgrundlagen erhalten? Das Bruttoinlandsprodukt beantwortet keine dieser beiden Fragen.

Zwei Zutaten: Natur und Arbeit

Um zu sehen, wie Versorgung tatsächlich entsteht, hilft ein ganz alltägliches Beispiel: ein Apfelkuchen.

Auf den ersten Blick ist er ein Produkt aus vielen Kostenstellen – Zutaten, Backofen, Strom, Arbeitszeit. Doch wenn man ihn auf das reduziert, woraus er wirklich besteht, bleiben genau zwei Dinge übrig: Natur und Arbeit.

Die Äpfel, das Mehl und die Butter sind aus natürlichen Stoffen entstanden, aus Erde, Wasser, Mineralien und Sonnenlicht. Pflanzen, Ernten, Mahlen, Melken, Transportieren und Backen sind menschliche Tätigkeit. Eine dritte Zutat gibt es nicht.

Auch der Backofen ist keine Ausnahme. Er besteht aus Metall, Glas und Kunststoff, also aus Natur, und aus der Arbeit der Ingenieure, Hüttenarbeiter und Monteure, die ihn gebaut haben. Selbst das Wissen, wie man einen Ofen konstruiert, ist die verdichtete Arbeit vieler Generationen. Und auch das Organisieren, Planen und Risikotragen, das Unternehmerinnen und Unternehmer leisten, ist Arbeit – oft sogar sehr anspruchsvolle.

So lässt sich die gesamte Weltwirtschaft auf eine einfache Beziehung zurückführen: Menschen formen mit ihrer Arbeit die Natur. Geld, Preise und Bilanzen fügen dem Kuchen kein einziges Atom hinzu. Sie sind der Rahmen, in dem wir festhalten, wer welchen Anspruch auf den Kuchen hat.

Das ist keine Geringschätzung von Geld und Preisen. Wie Hayek gezeigt hat, leisten sie bei der Koordination Erstaunliches. Aber es hilft, sie als das zu sehen, was sie sind: ein Werkzeug der Gesellschaft, keine Eigenschaft der Dinge.

Was Kosten eigentlich sind

Wenn ein Kuchen nur aus Natur und Arbeit besteht, woher kommen dann seine Kosten?

Die Natur stellt keine Rechnung. Kein Apfelbaum verlangt Geld für seine Früchte, keine Sonne für ihr Licht, kein Erzvorkommen dafür, dass es vor Millionen Jahren entstanden ist. Ein Preis entsteht erst, wenn Menschen eine Ressource in Besitz nehmen und für den Zugang Geld verlangen.

Der englische Philosoph John Locke hat im 17. Jahrhundert beschrieben, wie das geschieht. Die Natur, so Locke, gehört ursprünglich allen. Erst indem ein Mensch seine Arbeit mit ihr vermischt – indem er den Apfel pflückt oder den Acker pflügt –, macht er sie zu seinem Eigentum (Locke, 2008). Lockes Beobachtung ist zutreffend: Es ist die menschliche Arbeit, die aus Naturstoffen nützliche Dinge macht.

Und die Arbeit? Auch sie kostet nicht deshalb Geld, weil Arbeit an sich etwas kosten müsste. Sie kostet Geld, weil die Menschen, die arbeiten, davon leben müssen. Annas Bleistiftnotizen zeigen es: Hinter jeder Kostenzeile steht der Lebensunterhalt von Menschen – von Angestellten, Bauern, Monteuren, Sparern und von Anna selbst.

Das bedeutet: Kosten sind keine Naturkonstante wie die Schwerkraft. Sie sind die Folge einer gesellschaftlichen Ordnung, in der jeder Mensch seinen Zugang zu Nahrung, Wohnung und Versorgung mit Geld bezahlen muss – und dieses Geld deshalb von anderen verlangen muss.

Was trotzdem bleibt

An dieser Stelle würde jede Ökonomin zu Recht einwenden: Damit ist das Problem der Knappheit nicht gelöst. Und sie hätte recht.

Gemeint ist dabei nicht das Geld, sondern der Aufwand: die Arbeitszeit, das Material und die Energie, die in etwas hineinfließen – und das, worauf wir verzichten, wenn wir uns für etwas entscheiden. Ökonomen sprechen von Opportunitätskosten. Eine Stunde, die Anna mit dem Lieferantenfragebogen verbringt, kann sie nicht in der Backstube stehen. Eine Tonne Karbonfasern, die in die Karosserie eines Sportwagens fließt, steht nicht für die Flügel eines Windrads zur Verfügung. Ein Wald, der abgeholzt wird, bindet kein CO_2 mehr.

Dieser Aufwand verschwindet nicht, wenn die Preise verschwinden. Arbeitszeit bleibt begrenzt. Rohstoffe bleiben begrenzt. Die Belastbarkeit der Natur bleibt begrenzt. Und wie wir bei der „Tragik der Allmende“ in Kapitel 4 gesehen haben, wird eine Ressource, die niemandem gehört und nichts kostet, leicht übernutzt.

Was in diesem Buch hinterfragt wird, ist also nicht die Knappheit. Hinterfragt wird nur ihre Geldform – die Tatsache, dass jede Entscheidung über knappe Mittel heute über Einkommen und Kaufkraft läuft. Wie man Knappheit ohne Preise erkennt und gerecht verteilt, ist eine ernste Frage. Wir werden sie in den Kapiteln 7 und 9 ausführlich beantworten.

Gewinn als Sicherheit

Bleibt der Gewinn. Ist er nicht doch etwas anderes als Lebensunterhalt?

Annas Notizen geben auch hier eine ehrliche Antwort. Ihr Gewinn ist ihre Miete, ihre Krankenversicherung, die Rücklage für den Ofen, ihre Altersvorsorge und das Studium ihrer Tochter. Bei den meisten Selbstständigen und Familienunternehmen ist das nicht anders. Was von außen wie Profitstreben aussieht, ist im Kern der verständliche Wunsch nach Sicherheit in einer unsicheren Welt – für sich, für die Familie und für den Betrieb, der auch morgen noch bestehen soll. Man könnte den Gewinn eine Versicherung gegen die Existenzangst nennen.

Dazu kommt, dass der Wettbewerb selbst Geld kostet. Messestände, Repräsentation, ein ansprechender Laden: Das sind keine Luxusausgaben, sondern Bedingungen, um im

Markt zu bestehen. Selbst Superyachten und Privatjets, die Kritiker gern als Sinnbild für den Luxus der Superreichen anführen, dienen am Ende oft auch dazu, Kontakte zu pflegen, Geschäfte anzubahnen und Marktanteile zu halten.

Allerdings hat die Marktwirtschaft für Vermögen keine eingebaute Obergrenze. Was über den eigenen Lebensunterhalt hinausgeht, wird angelegt, soll Rendite bringen und wird wieder angelegt. So entstehen Vermögen, die mit Vorsorge nichts mehr zu tun haben. Das ist kein moralisches Versagen der Reichen. Es ist eine Eigenschaft des Systems, das keine Stoppregel kennt.

Ein Gedankenexperiment

Damit sind wir bei der Frage, die Anna sich um Mitternacht in der Küche gestellt hat. Wenn alle Kosten am Ende Lebensunterhalt sind – was würde ein Brötchen kosten, wenn der Lebensunterhalt aller Beteiligten bereits gesichert wäre?

Die Antwort folgt aus der Logik dieses Kapitels. Die Bäckerin bräuchte keinen Gewinn, weil ihre Versorgung und ihre Zukunft gesichert wären. Ihre Angestellten bräuchten keinen Lohn aus demselben Grund. Der Müller, der Bauer und die Stadtwerke ebenso. Das Brötchen würde nichts mehr kosten – nicht, weil es aus dem Nichts entstünde, sondern weil niemand in der ganzen Kette mehr Geld verlangen müsste.

Das klingt zunächst wie ein Taschenspielertrick, ist aber im Kleinen längst Alltag. Wikipedia wird von Hunderttausenden Freiwilligen geschrieben und steht allen kostenlos zur Verfügung. Die freiwillige Feuerwehr löscht Brände, ohne eine Rechnung zu stellen. Und in jeder Familie kommt jeden Tag ein Essen auf den Tisch, für das niemand bezahlt.

Natürlich funktioniert das nur, wenn es für alle gleichzeitig gilt. Eine einzelne Bäckerei, die ihre Brötchen verschenkt, müsste trotzdem Mehl, Strom und Miete bezahlen und wäre bald pleite. Das ist genau das Gefangenendilemma aus Kapitel 4. Wie ein gemeinsamer Ausstieg aussehen könnte, ist Thema von Teil III.

Zuvor aber lohnt ein genauerer Blick auf jene Wirtschaft, die schon heute ohne Preise auskommt – und die größer ist, als die meisten vermuten.

Das Wichtigste in Kürze

- Der Zweck jeder Wirtschaft ist die Versorgung der Menschen im Einklang mit der Natur. Darin sind sich Adam Smith und die Wachstumskritik einig.
- Alles, was produziert wird, besteht aus Natur und menschlicher Arbeit – einschließlich der Arbeit von Ingenieuren und Unternehmern. Geld fügt dem Kuchen kein Atom hinzu.
- Hinter jeder Kostenzeile steht der Lebensunterhalt von Menschen. Kosten entstehen, weil jeder für seinen Lebensunterhalt Geld verlangen muss.

- Knappheit und Aufwand bleiben bestehen, auch ohne Preise. Infrage gestellt wird nur ihre Geldform. Wäre der Lebensunterhalt aller gesichert, müsste in der ganzen Kette niemand mehr Geld verlangen – vorausgesetzt, es gilt für alle gleichzeitig.

Zum Inhaltsverzeichnis

6. Die größte Wirtschaft ohne Preise

Die Serviettenrechnung

Sonntags um eins gab es bei Anna Essen. Das war so, seit Mira auf der Welt war, und keiner hätte gewagt, es infrage zu stellen.

Heute gab es Rinderrouladen mit Rotkohl und Klößen. Walter war schon um elf gekommen, weil der Wasserhahn in der Küche seit Wochen tropfte und er „das schnell mal machen" wollte. Jetzt lag er halb unter der Spüle, und aus dem Schrank kamen gelegentlich Flüche. Mira deckte den Tisch. Jonas kam als Letzter, mit einer Flasche Rotwein und einer Schüssel Nachtisch, die seine Frau gemacht hatte, weil sie selbst Dienst im Krankenhaus hatte.

Als alle saßen und die Teller gefüllt waren, hob Jonas sein Glas.

„Auf die Köchin", sagte er. „Und jetzt mal ehrlich, Anna. Was bin ich dir schuldig?"

Alle lachten. Aber Mira, die gerade ihr Tablet neben den Teller gelegt hatte, nahm die Frage ernst.

„Lass uns das doch mal ausrechnen", sagte sie. „Was würde dieses Essen im Restaurant kosten?"

Jonas war Controller. Einer solchen Aufforderung konnte er nicht widerstehen. Er zog einen Kugelschreiber aus der Hemdtasche und nahm sich eine Papierserviette.

„Fünf Personen, drei Gänge, ordentliche Küche. Sagen wir hundertfünfzig Euro. Plus Wein."

„Dann der Klempner", sagte Mira und nickte in Richtung Spüle. „Sonntagszuschlag."

„Achtzig Euro Anfahrt, mindestens", sagte Walter von unten.

„Einkaufen, Tisch decken, abwaschen", zählte Mira weiter. „Und Mama hat gestern noch zwei Stunden auf die Kinder von Svetlana aufgepasst, weil die zum Arzt musste."

„Und Tante Sabine hat den Nachtisch gemacht, während sie eigentlich schlafen müsste", ergänzte Anna.

Jonas schrieb und rechnete. Dann drehte er die Serviette um.

„Gut dreihundertfünfzig Euro", sagte er. „Für einen Sonntag."

„Und wer hat das bezahlt?", fragte Anna.

Einen Moment war es still am Tisch.

„Niemand", sagte Mira.

* * *

Jonas betrachtete die Serviette eine Weile.

„Weißt du, was mich daran stört?“, sagte er dann. „Das steht nirgends. Wenn wir alle ins Restaurant gegangen wären, hätte das Statistische Bundesamt eine Wirtschaftsleistung von dreihundertfünfzig Euro gezählt. So zählt es null. Obwohl wir genauso satt sind. Satter, ehrlich gesagt.“

„Und es hat besser geschmeckt“, sagte Walter, der inzwischen unter der Spüle hervorgekommen war und sich die Hände abwischte. Der Wasserhahn tropfte nicht mehr.

Er setzte sich und nahm sich einen Kloß.

„Bei uns in der Mühle“, sagte er, „hat meine Mutter vierzig Jahre lang die Bücher geführt. Die Rechnungen geschrieben, die Bauern angerufen, die Lieferscheine sortiert. Nebenbei hat sie fünf Kinder großgezogen, den Garten gemacht und die Großeltern gepflegt. Lohn hat sie nie bekommen. In den Unterlagen stand immer: Inhaber Karl Hofmann.“ Er lächelte. „Mein Vater hätte ohne sie nicht eine Woche durchgehalten. Das wusste er auch. Aber gesagt hat er es nie.“

Mira sah ihren Großvater an. Diese Geschichte kannte sie noch nicht.

„Die Wirtschaft, über die alle reden“, sagte Anna langsam, „ist also nur die halbe Wirtschaft.“

„Vielleicht die kleinere Hälfte“, sagte Mira.

Jonas faltete die Serviette zusammen und steckte sie in die Hemdtasche.

„Was machst du damit?“, fragte Anna.

„Ich heb sie auf“, sagte er. „Die zeige ich morgen unserem Finanzvorstand.“

* * *

Die Serviettenrechnung

Jonas' Rechnung auf der Papierserviette ist nicht exakt, aber sie trifft etwas Wichtiges. An einem gewöhnlichen Sonntag hat eine gewöhnliche Familie Leistungen im Wert von mehreren Hundert Euro erbracht – Kochen, Reparieren, Kinderbetreuung, Abwaschen. Niemand hat dafür bezahlt, niemand hat eine Rechnung geschrieben, und in keiner Wirtschaftsstatistik taucht dieser Sonntag auf.

Im letzten Kapitel haben wir gefragt, was geschähe, wenn in einer Wirtschaft niemand mehr Geld verlangen müsste. Die Antwort scheint zunächst wie ein Gedankenspiel. Doch es gibt einen Bereich unseres Lebens, in dem genau das seit Jahrtausenden geschieht – und er ist größer, als die meisten vermuten.

Die zweite Hälfte der Wirtschaft

Wenn wir von „der Wirtschaft“ sprechen, meinen wir fast immer den Teil, in dem Geld fließt: Unternehmen, Arbeitsplätze, Umsätze, das Bruttoinlandsprodukt. Doch mit dem Einkauf im Supermarkt ist noch niemand satt. Das Gemüse muss gekocht, die Wäsche

gewaschen, das Kind getröstet, die Großmutter gepflegt werden. Diese Arbeit nennen Wissenschaftler „soziale Reproduktion“ oder „Care-Arbeit“: alles, was nötig ist, damit Menschen leben, gesund bleiben und morgen wieder arbeiten können.

Sie wird im Bruttoinlandsprodukt nicht erfasst, weil sie keinen Preis hat. Wenn ein Koch im Restaurant ein Essen zubereitet, steigt die Wirtschaftsleistung. Wenn Anna dasselbe Essen für ihre Familie kocht, bleibt sie unverändert.

Dabei ist diese unsichtbare Wirtschaft gewaltig. Zeitverwendungserhebungen der Vereinten Nationen, der OECD und des Statistischen Bundesamts zeigen übereinstimmend: Menschen verbringen etwa genauso viel oder sogar mehr Zeit mit unbezahlter Arbeit wie mit bezahlter (Destatis, 2016; Rudolf, Reiche, & Knobloch, 2023). Hinzu kommt das Ehrenamt. In Deutschland engagieren sich fast 29 Millionen Menschen freiwillig – in Sportvereinen, Tafeln, Feuerwehren, Hospizen und Flüchtlingsinitiativen.

Was wäre all diese Arbeit wert, wenn man sie bezahlen müsste? Die Schätzungen hängen stark davon ab, wie man rechnet – ob man nur die Pflege und Kinderbetreuung zählt oder auch Hausarbeit und Ehrenamt, und ob man den Mindestlohn ansetzt oder das, was eine Fachkraft verdienen würde. Die Internationale Arbeitsorganisation kommt für die unbezahlte Sorgearbeit allein, zum Mindestlohn bewertet, auf rund ein Zehntel der weltweiten Wirtschaftsleistung (ILO, 2018). Bezieht man alle Hausarbeit ein und bewertet sie wie bezahlte Arbeit, liegen Schätzungen bei 40 Prozent und mehr. Für Deutschland hat das Statistische Bundesamt den Wert der unbezahlten Arbeit auf rund ein Drittel der gesamten Wertschöpfung beziffert (Destatis, 2016).

Wie man auch rechnet: Es handelt sich nicht um eine kleine private Nische neben der „eigentlichen“ Wirtschaft. Es handelt sich um ihr Fundament.

Wer wen versorgt

Wir haben ein vertrautes Bild vor Augen: Jemand geht arbeiten, verdient Geld und „versorgt“ damit seine Familie. Das Bild ist nicht falsch. Ohne das Einkommen gäbe es keine Rouladen auf Annas Tisch.

Aber es ist unvollständig. Das Geld bringt die Rouladen nur bis in den Kühlschrank. Satt macht erst die Arbeit, die danach beginnt. Und umgekehrt könnte niemand morgens zur Arbeit gehen, wenn nicht jemand gekocht, gewaschen, die Kinder betreut oder ihn als Kind großgezogen hätte. Bezahlte und unbezahlte Arbeit sind zwei Hälften derselben Versorgung. Keine ist der anderen untergeordnet.

Diese zweite Hälfte wird weltweit zu rund drei Vierteln von Frauen geleistet (ILO, 2018). Walters Mutter, die vierzig Jahre lang die Bücher der Mühle führte, ohne je im Firmenregister zu stehen, ist kein Einzelfall. Die feministische Theoretikerin Silvia Federici hat gezeigt, dass die Marktwirtschaft diese Arbeit ähnlich behandelt wie die Natur: als eine Ressource, die einfach da ist, auf die man sich verlässt, die aber in keiner

Bilanz erscheint (Federici, 2020). Die australische Sozialwissenschaftlerin Anitra Nelson hat untersucht, wie sich eine Versorgung, die heute nur im privaten Bereich ohne Geld funktioniert, auf die ganze Gesellschaft übertragen ließe (Nelson, 2022).

Wie diese Wirtschaft funktioniert

Das Bemerkenswerte an der Care-Wirtschaft ist nicht nur ihre Größe, sondern ihre innere Logik. Sie folgt anderen Regeln als der Markt – und sie funktioniert erstaunlich gut.

Sie produziert, was gebraucht wird. Wenn Anna für fünf Personen kocht, kocht sie nicht für zehn, nur um mehr Umsatz zu machen. Wenn die Küche sauber ist, wird sie nicht noch einmal geputzt, um Arbeit zu schaffen. Es gibt keine Überproduktion und keine Werbung, die neue Bedürfnisse wecken müsste.

Sie repariert, statt wegzuwerfen. Walter wechselt die Dichtung am Wasserhahn, statt eine neue Armatur zu kaufen. In der Familie ist Langlebigkeit selbstverständlich, weil niemand am Verschleiß verdient.

Sie verteilt nach Bedarf. Das kleinste Kind bekommt zuerst, die kranke Großmutter bekommt mehr Aufmerksamkeit, wer Hunger hat, nimmt sich noch einen Kloß. Niemand würde auf die Idee kommen, dem Großvater das Essen zu verweigern, weil er nicht mehr arbeitet.

Und sie kommt ohne Zwang aus. Niemand zwingt Walter, den Wasserhahn zu reparieren, oder Sabine, nach dem Nachtdienst einen Nachtisch zu machen. Sie tun es aus Zuneigung, aus Verantwortung und manchmal einfach aus Gewohnheit. Dasselbe gilt für die Feuerwehrfrau, die nachts ausrückt, und für den Rentner, der bei der Tafel Lebensmittel sortiert.

Natürlich ist auch diese Wirtschaft nicht frei von Problemen. Care-Arbeit kann erschöpfen, ungleich verteilt sein und in Abhängigkeit führen. Familien können eng und hierarchisch sein. Das soll hier nicht verklärt werden. Aber das Grundprinzip – Arbeit, die sich direkt nach dem Bedarf richtet und ohne Preis geleistet wird – funktioniert jeden Tag, in Milliarden von Haushalten auf der ganzen Welt.

Der wandelbare Mensch

Die Wirtschaftswissenschaft arbeitet seit Langem mit dem Modell des „Homo oeconomicus“: eines Menschen, der vor allem seinen eigenen Nutzen sucht und auf finanzielle Anreize reagiert. Für viele Fragen ist das ein nützliches Modell. Die Verhaltensökonomie hat jedoch gezeigt, dass Menschen in Wirklichkeit oft fairer, großzügiger und kooperativer handeln, als dieses Modell annimmt (Fehr & Gächter, 2002). Für solche Einsichten ging der Wirtschaftsnobelpreis 2017 an Richard Thaler.

Die Care-Wirtschaft zeigt etwas noch Erstaunlicheres: Wir alle wechseln täglich zwischen zwei Rollen. Morgens verlassen wir das Haus, betreten den Markt und verhandeln, kalkulieren und vergleichen Preise. Abends kommen wir nach Hause und kochen für die

Familie, ohne eine Rechnung zu schreiben. Im Urlaub, beim Grillfest mit Freunden oder bei der Nachbarschaftshilfe nach einem Unwetter leben wir manchmal wochenlang fast ganz ohne Rechnen.

Der Mensch ist also weder von Natur aus ein reiner Nutzenmaximierer noch ein reiner Altruist. Er verhält sich so, wie es die Umgebung nahelegt. Im Markt rechnet er, in der Familie sorgt er. Das ist keine Schwäche, sondern eine bemerkenswerte Fähigkeit. Und sie wirft eine Frage auf: Wenn sich die Umgebung ändert, ändert sich dann auch das Verhalten?

Warum dieses Prinzip nie größer wurde

Wenn die Care-Wirtschaft so gut funktioniert, warum wurde ihr Prinzip nie auf die ganze Wirtschaft übertragen?

Die Antwort hat Friedrich August von Hayek gegeben, dem wir in Kapitel 2 begegnet sind. In einer Familie weiß jeder, was gebraucht wird. Man sieht, dass die Milch alle ist, dass das Kind Fieber hat, dass der Wasserhahn tropft. Die Information ist unmittelbar da.

In einer Volkswirtschaft mit Millionen von Menschen ist das anders. Der Bauer weiß nicht, wie viele Brötchen in Annas Bäckerei morgen gegessen werden. Der Hersteller von Karbonfasern weiß nicht, ob sie in drei Jahren in den Karosserien von Sportwagen gebraucht werden oder in den Flügeln von Windrädern. Zwischen Menschen, die sich nie begegnen, brauchte es einen Vermittler, der ihnen sagt, was wo gebraucht wird. Jahrhundertelang war das der Preis. Deshalb blieb das Prinzip der Fürsorge auf den kleinen Kreis beschränkt, in dem man einander kennt.

Doch genau an dieser Stelle hat sich in den letzten Jahrzehnten etwas Grundlegendes verändert. Wie Informationen über Bedarf heute auch ohne Preis über große Entfernungen fließen können – und warum das keine Planwirtschaft bedeutet –, ist Thema des nächsten Kapitels.

Das Wichtigste in Kürze

- Neben der bezahlten Wirtschaft existiert eine zweite, unbezahlte: Kochen, Pflegen, Erziehen, Reparieren, Ehrenamt. Sie ist mindestens so umfangreich wie die Erwerbsarbeit, taucht aber im Bruttoinlandsprodukt nicht auf.
- Bezahlte und unbezahlte Arbeit sind zwei Hälften derselben Versorgung. Die unbezahlte Hälfte wird zu rund drei Vierteln von Frauen geleistet.
- Die Care-Wirtschaft produziert nach Bedarf, repariert statt wegzuwerfen und verteilt ohne Preise – jeden Tag, in Milliarden Haushalten.
- Menschen wechseln täglich zwischen Rechnen und Sorgen. Das Prinzip der Fürsorge blieb bisher auf den kleinen Kreis beschränkt, weil Informationen über Bedarf nur über Preise weite Wege gehen konnten.

Zum Inhaltsverzeichnis

7. Vom Preissignal zur direkten Abstimmung

Die neue Kasse

Das neue Kassensystem hatte drei Wochen im Karton gelegen, bis Jonas an einem Samstagnachmittag vorbeikam, um es einzurichten. Anna hatte zugegeben, dass sie die Anleitung nicht einmal aufgeschlagen hatte.

„Das ist nicht nur eine Kasse“, sagte Jonas, während er Kabel unter der Theke verlegte. „Das ist ein Warenwirtschaftssystem. Es weiß, was du verkaufst, was du im Lager hast und wann es knapp wird.“

„Das weiß ich auch.“

„Ja. Aber du weißt es um vier Uhr morgens, wenn du in den Mehlsack schaust. Das System weiß es drei Tage vorher.“ Er tippte auf dem Bildschirm herum. „Pass auf. Ich trage ein: Wenn weniger als zweihundert Kilo Weizenmehl Type 550 da sind, geht automatisch eine Bestellung an die Mühle raus. Zweihundert Kilo, Lieferung übermorgen.“

„Und der Preis?“

„Der steht in deinem Liefervertrag. Den verhandelst du einmal im Jahr mit der Mühle. Den Rest des Jahres reden die Maschinen nur noch über Mengen.“

Anna setzte sich auf den Hocker hinter der Theke. „Ist das bei euch auch so?“

Jonas lachte. „Bei uns läuft das seit zwanzig Jahren so. Kanban heißt das, haben die Japaner bei Toyota erfunden. Wenn an der Montagelinie eine Kiste mit Zahnrädern leer ist, geht ein Signal an die Fertigung. Die macht neue Zahnräder. Wenn bei der Fertigung der Stahl knapp wird, geht ein Signal ans Stahlwerk. Und das Stahlwerk sieht in unserem System, wie viele Getriebe wir in den nächsten sechs Monaten bauen wollen, und plant danach.“

„Und wer entscheidet das alles?“

„Eigentlich niemand.“ Jonas zuckte mit den Schultern. „Das System schlägt vor, ein Disponent schaut drüber, fertig. Ich habe in zwölf Jahren nicht ein einziges Mal erlebt, dass jemand den Preis eines Zahnrads geändert hat, weil eine Kiste leer war.“

Anna dachte an die Kurven auf den Börsenseiten der Zeitung, die immer zitterten. „Ich dachte, der Markt regelt das alles über die Preise.“

„Der Markt regelt, wer den Auftrag bekommt“, sagte Jonas. „Einmal im Jahr. Die tägliche Arbeit regeln die Mengen.“ Er stand auf und klopfte sich den Staub von der Hose. „Wenn ich ehrlich bin, ist ein großer Konzern von innen eine ziemlich gut funktionierende Planwirtschaft. Sag das bloß nicht meinem Vorstand.“

* * *

Mira kam gegen fünf vorbei, um sich ein Brot zu holen, und sah sich das neue System misstrauisch an.

„Wo gehen die Daten hin?“, fragte sie.

„In die Cloud“, sagte Jonas. „Damit Anna die Zahlen auch auf dem Handy sehen kann.“

„Wessen Cloud?“

Jonas schaute in der Anleitung nach. „Ein Anbieter aus Kalifornien.“

„Und was macht der mit den Daten? Mit allen Verkaufsdaten aller Bäckereien, die dieses System haben?“

Jonas blätterte weiter. Dann las er laut vor: „… zur Verbesserung unserer Dienste und zur Erstellung anonymisierter Marktanalysen für unsere Partner.“

„Also verkauft er sie“, sagte Mira. „Der weiß jetzt besser als jede Bäckerinnung, wie viele Brötchen in dieser Stadt gegessen werden. Und er kann es an die Backshop-Kette verkaufen.“

Es war still in der Bäckerei. Auf dem Bildschirm blinkte grün die Meldung: Verbindung hergestellt.

„Die Technik ist großartig“, sagte Anna schließlich. „Die Frage ist nur, wem sie gehört.“

* * *

Was die Kasse weiß

Annas neues Kassensystem tut etwas Unscheinbares, das für dieses Buch von großer Bedeutung ist: Es sorgt dafür, dass Mehl nachbestellt wird, bevor es ausgeht. Dafür braucht es keinen Preis. Es braucht nur eine Information: Hier wird Mehl gebraucht, so viel, bis dann.

Am Ende des letzten Kapitels stand eine Frage. Die Care-Wirtschaft in den Familien funktioniert ohne Preise, weil jeder sieht, was gebraucht wird. In einer großen Volkswirtschaft war das bisher unmöglich. Deshalb brauchte es den Preis als Vermittler. Die Frage lautet nun: Gilt das heute noch?

Um sie ehrlich zu beantworten, müssen wir zuerst den stärksten Einwand ernst nehmen, der gegen jede Wirtschaft ohne Preise vorgebracht wird.

Hayeks Einwand

In Kapitel 2 haben wir Friedrich August von Hayek kennengelernt. Sein Argument lässt sich in drei Teile gliedern, und alle drei verdienen eine Antwort.

Erstens: Das Wissen einer Wirtschaft ist auf Millionen Köpfe verteilt. Niemand kann es vollständig einsammeln. Der Preis bündelt dieses Wissen zu einer einzigen Zahl und gibt es weiter (Hayek, 1945).

Zweitens: Der Preis sagt nicht nur, dass etwas gebraucht wird, sondern auch, wie dringend und wie knapp es im Vergleich zu anderem ist. Er ermöglicht Abwägungen. Sollen die knappen Karbonfasern in die Karosserien von Sportwagen fließen oder in die Flügel von Windrädern? Der Preis beantwortet solche Fragen, ohne dass jemand sie stellen muss. Schon 1920 hatte Hayeks Mentor Ludwig von Mises argumentiert, dass eine Wirtschaft ohne Preise solche Vergleiche gar nicht anstellen könne (Mises, 1920).

Drittens: Der Wettbewerb ist ein „Entdeckungsverfahren" (Hayek, 1968). Erst im Wettbewerb zeigt sich, welches Produkt, welches Verfahren, welche Idee die beste ist. Niemand kann das vorher wissen, auch keine Behörde.

Die Planwirtschaften des 20. Jahrhunderts sind an genau diesen drei Punkten gescheitert. Ihre Planungsämter wussten nicht, was wo gebraucht wurde. Sie hatten kein brauchbares Maß für Abwägungen. Und sie unterdrückten Abweichung und Experiment. Wer heute eine Alternative zum Markt vorschlägt, muss zeigen, dass er diese Lehre verstanden hat.

Was sich seit 1945 geändert hat

Als Hayek seinen Aufsatz schrieb, gab es keine Computer in Unternehmen, keine Scannerkassen und kein Internet. Informationen reisten per Brief, Telefon und Fernschreiber. Unter diesen Bedingungen war der Preis tatsächlich das schnellste und genaueste Signal, das eine Gesellschaft hatte.

Heute sieht das anders aus. 1974 wurde in einem Supermarkt in Ohio zum ersten Mal ein Strichcode an der Kasse gescannt – eine Packung Kaugummi. Seitdem weiß jeder Händler in Echtzeit, was er verkauft. Warenwirtschaftssysteme bestellen automatisch nach, Lagerroboter melden Bestände, Sensoren in Maschinen kündigen an, wann ein Ersatzteil fällig wird. Die Kanban-Methode, die Toyota in den 1950er-Jahren entwickelte und die Jonas in der Szene beschreibt, steuert heute in fast jeder Fabrik der Welt den Materialfluss – über Mengen, nicht über Preise.

Damit ist der erste Teil von Hayeks Einwand nicht widerlegt, aber er hat sich verschoben. Das verstreute Wissen muss heute nicht mehr in einer Zahl zusammengepresst werden, um weite Wege zu gehen. Es kann direkt, in voller Genauigkeit und in Sekunden übertragen werden: nicht „Mehl ist teurer geworden", sondern „in dieser Bäckerei fehlen übermorgen zweihundert Kilo Weizenmehl Type 550".

Inseln ohne Preise

Ein Gedanke, der Marktbefürworter überraschen mag, stammt von einem der ihren. Der britische Ökonom Ronald Coase fragte 1937, warum es überhaupt Unternehmen gibt (Coase, 1937). Wenn der Markt so gut koordiniert, warum kauft nicht jeder Arbeitsschritt

beim nächsten ein? Seine Antwort: Weil die Abstimmung über Preise selbst Aufwand verursacht – Verhandeln, Vergleichen, Verträge schreiben. Innerhalb eines Unternehmens wird deshalb nicht über Preise koordiniert, sondern direkt. Für diese Einsicht erhielt Coase 1991 den Wirtschaftsnobelpreis.

Jonas hat es in der Szene etwas lockerer ausgedrückt: Ein großer Konzern ist von innen eine ziemlich gut funktionierende Planwirtschaft. Weltkonzerne mit Hunderttausenden Beschäftigten und Lieferketten über alle Kontinente stimmen ihre Abläufe intern über Mengen, Termine und Kapazitäten ab. Der Preis spielt dort meist nur an den Rändern eine Rolle – beim Einkauf von außen und beim Verkauf nach außen.

Das zeigt zweierlei. Direkte Koordination im großen Maßstab ist keine Fantasie, sondern Alltag. Und sie funktioniert gerade dort gut, wo sie dezentral organisiert ist und die Menschen vor Ort Entscheidungsspielraum haben.

Was der Preis zusätzlich leistet

Bleibt der zweite und schwierigste Teil von Hayeks Einwand: die Abwägung. Eine Bestellung über zweihundert Kilo Mehl sagt, was gebraucht wird. Aber was geschieht, wenn nicht genug Mehl für alle da ist? Wer bekommt dann zuerst?

Der Markt beantwortet diese Frage über die Zahlungsbereitschaft. Wer mehr bietet, bekommt den Vorzug. Das ist effizient, aber nicht immer klug. Wenn ein knappes elektronisches Bauteil gleichzeitig von einem Hersteller von Dialysegeräten und einem Hersteller von Spielkonsolen gebraucht wird, bekommt es derjenige mit den höheren Gewinnspannen – nicht derjenige, dessen Kunden sterben, wenn es fehlt.

In einer Wirtschaft ohne Preise muss diese Abwägung bewusst getroffen werden. Das klingt nach einer Last, ist aber in vielen Bereichen längst Alltag. Spenderorgane werden nicht versteigert, sondern nach Dringlichkeit und medizinischen Kriterien verteilt. In der Notaufnahme kommt der Herzinfarkt vor dem verstauchten Knöchel. Bei einer Wasserknappheit gehen Trinkwasser und Krankenhäuser vor dem Rasensprengen.

Für eine Volkswirtschaft würde das bedeuten: An die Stelle des einen Signals „Preis“ treten mehrere, die heute ohnehin erhoben werden. Wie viel Energie, Material und Arbeitszeit steckt in einem Produkt? Wie viel CO_2 entsteht? Wie groß sind die Reserven, und wie schnell wachsen sie nach? Dazu kommen Prioritätsregeln, die eine Gesellschaft demokratisch festlegt: Lebenswichtiges vor Lebensbereicherndem, Langlebiges vor Kurzlebigem. Und vor allem das Urteil der Menschen vor Ort – des Müllers, der sieht, dass sein Korn nicht für alle reicht, und mit den Bauern spricht.

Das wird nicht immer reibungslos gehen. Es wird Fehler, Verzögerungen und Streit geben. Aber auch der Preis irrt – in Spekulationsblasen, in Schweinezyklen, in Mieten, die sich niemand mehr leisten kann. Die Frage ist nicht, ob ein System perfekt ist, sondern ob es besser zu den Aufgaben unserer Zeit passt.

Und Hayeks drittes Argument, der Wettbewerb als Entdeckungsverfahren? Entdeckt wird nicht nur im Wettbewerb. Wikipedia, Linux und die offene Wissenschaft zeigen, dass auch Zusammenarbeit ein Entdeckungsverfahren ist – oft sogar ein schnelleres, weil gute Ideen nicht geheim gehalten werden müssen. Wir kommen darauf in Kapitel 12 zurück.

Kein Markt, aber auch keine Zentralbehörde

An dieser Stelle muss ein Missverständnis ausgeräumt werden. Was hier beschrieben wird, ist keine Planwirtschaft. Es gibt kein Planungsamt, keinen Fünfjahresplan und keine Behörde, die festlegt, wie viele Brötchen Anna backen soll.

Der Unterschied liegt in der Richtung. Die Planwirtschaft dachte von oben nach unten: Ein Amt legte fest, was produziert wird, und die Betriebe hatten zu folgen. Die direkte Abstimmung denkt von unten nach oben: Menschen, Haushalte, Kommunen und Betriebe melden ihren Bedarf, und die Produktion folgt. Entscheidungen fallen dort, wo das Wissen ist – in der Bäckerei, in der Mühle, auf dem Hof.

Einen frühen Versuch in diese Richtung gab es übrigens schon. Zwischen 1971 und 1973 entwickelte der britische Kybernetiker Stafford Beer in Chile das Projekt „Cybersyn“, das Betriebe über Fernschreiber mit einer Koordinationszentrale verband. Es scheiterte an der damaligen Technik und wurde mit dem Militärputsch 1973 beendet. Was damals über Fernschreiber kaum möglich war, erledigt heute jedes Smartphone.

Die Rolle der künstlichen Intelligenz

Künstliche Intelligenz kann in einem solchen Netzwerk eine wichtige Rolle spielen. Sie kann Muster in Millionen von Bedarfsmeldungen erkennen, Engpässe vorhersagen, bevor sie entstehen, und die Wege mit dem geringsten Energie- und Materialverbrauch vorschlagen. Heute wird sie vor allem eingesetzt, um Werbung zu optimieren, Preise dynamisch anzupassen und Aufmerksamkeit zu binden. Die Technologie selbst ist neutral. Entscheidend ist, wofür sie eingesetzt wird.

Wichtig ist dabei die Rangordnung: Die KI schlägt vor, der Mensch entscheidet. Sie ist ein Werkzeug der Koordination, kein Ersatz für Urteilskraft und demokratische Verantwortung.

Wer kontrolliert die Algorithmen?

Miras Frage in der Szene ist berechtigt, und sie ist vielleicht die wichtigste dieses Kapitels. Wer die Daten und die Algorithmen kontrolliert, hat Macht. Schon heute wissen einige wenige Plattformkonzerne mehr über unser Kaufverhalten als jede Regierung. Eine Wirtschaft, die direkt über Daten koordiniert wird, dürfte diese Macht nicht in wenige Hände legen.

Dafür braucht es Sicherungen. Fünf davon sind besonders wichtig:

Erstens der Wegfall des Profitmotivs. Wer mit Daten kein Geld verdienen kann, hat weniger Grund, sie zu missbrauchen. Die Verhaltensforschung zeigt, dass finanzielle Anreize kooperatives Verhalten oft eher verdrängen als fördern (Frey & Jegen, 2001).

Zweitens Offenheit. Die Programme, die eine Versorgung koordinieren, müssen offen einsehbar und ihre Entscheidungen nachvollziehbar sein. Die Forschung zur „erklärbaren KI“ macht hier große Fortschritte (Samek, Montavon, Vedaldi, Hansen, & Müller, 2019). Offene KI-Modelle zeigen schon heute, dass leistungsfähige Systeme nicht geheim sein müssen.

Drittens Dezentralität. Statt eines Zentralrechners braucht es viele regionale Knoten, die zusammenarbeiten. Ein Netzwerk aus vielen unabhängigen Teilen ist viel schwerer zu kapern als eine einzige Zentrale.

Viertens demokratische Kontrolle und Wechsel. Nach welchen Regeln die Systeme abwägen, legen nicht Programmierer fest, sondern die Gesellschaft. Wer die Systeme betreut, tut das auf Zeit. Elinor Ostrom hat gezeigt, dass gemeinsame Ressourcen erfolgreich verwaltet werden, wenn es klare Regeln, Beteiligung und wirksame Kontrolle gibt (Ostrom, 1990).

Fünftens weniger künstliche Knappheit. Korruption entsteht vor allem dort, wo Knappes verteilt wird. Wo die Versorgung gesichert ist, lohnt es sich weniger, den Verteilungsprozess zu manipulieren.

Keine dieser Sicherungen ist ein Selbstläufer. Ein Restrisiko bleibt, und Wachsamkeit bleibt eine dauerhafte Aufgabe. Aber das gilt auch für die heutige Ordnung, in der die Macht über Daten bereits sehr ungleich verteilt ist. Annas Satz trifft es: Die Technik ist großartig. Die Frage ist, wem sie gehört.

Das Wichtigste in Kürze

- Hayeks Einwand gegen eine Wirtschaft ohne Preise hat drei Teile: verstreutes Wissen, Abwägung bei Knappheit und Wettbewerb als Entdeckungsverfahren. Alle drei müssen ernst genommen werden.
- Die Weitergabe von Wissen ist heute ohne Preis möglich. Warenwirtschaftssysteme, Kanban und die interne Steuerung großer Konzerne koordinieren schon jetzt über Mengen statt über Preise.
- Abwägungen bei Knappheit müssen ohne Preis bewusst getroffen werden – nach Dringlichkeit, physischen Kennzahlen und demokratisch festgelegten Prioritäten. Das ist anspruchsvoll, aber in vielen Bereichen bereits Alltag.
- Direkte Abstimmung ist keine Planwirtschaft: Sie funktioniert von unten nach oben. KI kann dabei helfen, braucht aber Offenheit, Dezentralität und demokratische Kontrolle.

Zum Inhaltsverzeichnis

Teil III – Der Übergang

8. Der gemeinsame Ausstieg

Der Bierdeckel

Die Herbstversammlung der Handwerkskammer fand wie jedes Jahr im großen Saal des Kolpinghauses statt. Hundertachtzig Stühle, ein Rednerpult, belegte Brötchen in Folie. Anna erkannte mit einem Blick, dass sie aus einer Großbäckerei stammten.

Das Thema des Abends hieß „Bürokratieabbau im Handwerk – wo stehen wir?“. Der Präsident der Kammer, ein freundlicher Dachdeckermeister, berichtete über Gespräche mit dem Ministerium, über Vereinfachungen bei der Dokumentationspflicht und über eine neue Online-Plattform für Förderanträge. Es gab höflichen Applaus.

Dann folgten die Wortmeldungen. Ein Elektromeister beklagte sich über die Prüfprotokolle. Eine Friseurin über die Kassenbonpflicht. Ein Schreiner darüber, dass er seit einem Jahr keinen Lehrling mehr finde. Der Präsident nickte, notierte und versprach, alles mitzunehmen.

Anna hatte nicht vorgehabt, etwas zu sagen. Aber als der Präsident fragte, ob es noch Wortmeldungen gebe, stand sie auf, bevor sie es sich anders überlegen konnte.

„Anna Hofmann, Bäckerei Hofmann“, sagte sie. „Ich habe eine Frage, die vielleicht etwas ungewöhnlich ist.“

Der Präsident lächelte aufmunternd.

„Wir reden jedes Jahr darüber, wie wir die Last ein bisschen kleiner machen. Ein Formular weniger hier, eine Prüfung weniger dort. Und jedes Jahr wird es trotzdem mehr. Ich frage mich, ob wir nicht die falsche Frage stellen.“ Sie holte Luft. „Was wäre, wenn wir alle gleichzeitig aufhören würden, Rechnungen zu schreiben? Alle Betriebe. Überall. Am selben Tag.“

Einen Moment war es still. Dann lachte jemand in der dritten Reihe, und das Lachen breitete sich aus, gutmütig, ein wenig verlegen. Der Präsident lachte mit.

„Frau Hofmann, das wäre in der Tat das Ende der Bürokratie“, sagte er. „Und vermutlich auch das Ende der Kammer.“

Wieder Gelächter. Anna setzte sich und spürte, wie ihr Gesicht heiß wurde.

Aber dann stand in der letzten Reihe ein alter Mann auf. Anna erkannte ihn erst, als er sprach. Es war Herr Brandl, dessen Metzgerei gegenüber ihrer Bäckerei gewesen war, bis zum letzten Herbst.

„Ich habe vierzig Jahre lang Wurst gemacht“, sagte er. „Gute Wurst. Ich habe zugemacht, weil ich die Auflagen für die Kühlung nicht mehr bezahlen konnte und weil der Discounter seine Wurst für die Hälfte verkauft.“ Er sah sich im Saal um. „Wenn mir damals jemand gesagt hätte: Morgen schreibt keiner mehr eine Rechnung, du nicht, deine Lieferanten nicht, dein Vermieter nicht – ich hätte keine Sekunde gezögert.“

Diesmal lachte niemand.

* * *

Nach der Versammlung standen noch einige auf dem Parkplatz herum, wie immer. Der Schreiner. Die Friseurin. Herr Brandl. Und eine junge Frau, die Anna nicht kannte und die sich als Lea vorstellte. Sie hatte einen kleinen IT-Betrieb mit sechs Leuten, der Software für Handwerksbetriebe entwickelte, und war als Gast gekommen.

„Das Problem ist ja nicht, dass es nicht funktionieren würde", sagte der Schreiner. „Das Problem ist: Wer fängt an? Wenn ich allein meine Tische verschenke, bin ich in drei Monaten pleite."

„Niemand fängt an", sagte Lea. „Das ist der Trick."

Alle sahen sie an.

„Kennt ihr Crowdfunding? Da sagt jeder zu, Geld zu geben. Aber das Geld fließt erst, wenn genug Leute zugesagt haben. Wenn nicht, passiert gar nichts, und keiner hat etwas verloren." Sie zuckte mit den Schultern. „Man könnte das genauso machen. Jeder Betrieb sagt: Ich bin dabei – aber nur, wenn alle anderen auch dabei sind. Dann ist keiner der Erste. Alle sind gleichzeitig dran."

Herr Brandl zog einen Bierdeckel aus seiner Jackentasche, den er offenbar vom Stammtisch mitgenommen hatte, und einen Kugelschreiber.

„Na dann", sagte er und schrieb seinen Namen darauf. Darunter, in Klammern: nur wenn alle.

Er reichte den Bierdeckel an Anna weiter.

* * *

Die Frage, über die alle lachen

Annas Frage auf der Kammerversammlung klingt zunächst absurd, und das Lachen im Saal ist verständlich. Doch sie ist die logische Folge alles dessen, was wir bisher gesehen haben. In Kapitel 4 haben wir erkannt, dass unsere Wirtschaft in einem Gefangenendilemma steckt, aus dem niemand allein aussteigen kann. In Kapitel 5 haben wir gesehen, dass hinter allen Kosten der Lebensunterhalt von Menschen steht. In Kapitel 6, dass eine Wirtschaft ohne Preise im Kleinen täglich funktioniert. Und in Kapitel 7, dass die Information über Bedarf heute auch ohne Preis ihren Weg findet.

Was fehlt, ist der Schritt von der Einsicht zur Umsetzung. Darum geht es in diesem Kapitel.

Der Kreis, der sich schließt

Am Ende von Kapitel 5 stand ein Gedankenexperiment: Wenn der Lebensunterhalt aller Beteiligten gesichert wäre, müsste niemand mehr Geld verlangen. Das Problem ist, dass

diese Bedingung selbst wieder von den Preisen abhängt. Es ist ein Kreis, und man kann ihn an Annas Brötchen nachzeichnen.

Der Bauer verkauft sein Korn, weil er Geld braucht, um seine Familie zu ernähren. Der Müller verkauft sein Mehl, weil er Korn bezahlen und selbst leben muss. Anna verkauft ihre Brötchen, weil sie Mehl, Strom und Löhne bezahlen muss. Und ihre Kundschaft – darunter der Bauer und der Müller – muss arbeiten, um die Brötchen bezahlen zu können.

Jetzt drehen wir den Kreis um:

Wenn alle Güter des täglichen Bedarfs frei zugänglich wären, wäre der Lebensunterhalt des Bauern gesichert. Er müsste sein Korn nicht mehr verkaufen und könnte es weitergeben.

Wenn das Korn frei wäre und der Müller ebenfalls versorgt, entstünden ihm keine Kosten mehr. Er könnte sein Mehl weitergeben.

Wenn das Mehl frei wäre, Strom und Miete ebenso, und Annas Angestellte versorgt wären, könnte Anna ihre Brötchen weitergeben.

Und weil die Brötchen und alle anderen Güter frei wären, wäre der Lebensunterhalt aller gesichert – auch der des Bauern. Der Kreis schließt sich. Was am Ende entsteht, ist genau das, was am Anfang gebraucht wird.

Das ist kein Trugschluss, aber es ist eine Bedingung: Der Kreis funktioniert nur, wenn er an allen Stellen gleichzeitig geschlossen wird.

Warum es nur gleichzeitig geht

Der Schreiner auf dem Parkplatz hat recht. Verschenkt er allein seine Tische, muss er trotzdem Holz, Werkstattmiete und Löhne bezahlen. Er wäre in drei Monaten pleite. Würde nur eine Branche oder nur eine Region den Schritt gehen, würde dasselbe geschehen, nur langsamer: Produkte würden dorthin abfließen, wo sie noch verkauft werden können, und die Betriebe müssten weiterhin Rohstoffe und Vorleistungen von außen bezahlen.

Das ist das Gefangenendilemma aus Kapitel 4 in seiner reinsten Form. Ein schrittweiser Ausstieg ist kaum möglich. Wer zuerst springt, fällt.

Wir haben aber in Kapitel 4 auch gesehen, wie solche Dilemmata gelöst werden: durch eine gemeinsame, gleichzeitige Entscheidung. Schweden wechselte nicht Straße für Straße auf den Rechtsverkehr, sondern um fünf Uhr morgens an einem einzigen Tag. Danach war das neue Gleichgewicht so stabil wie das alte. So ist es auch hier. Wenn der Kreis an allen Stellen gleichzeitig geschlossen wird, hat niemand mehr einen Grund, in die alte Ordnung zurückzukehren. Wer würde wieder Geld für seine Brötchen verlangen, wenn er selbst alles bekommt, was er braucht – und niemand mehr Geld hätte, um zu bezahlen?

Wer den ersten Schritt tun könnte

Frühere Vorstellungen von einem grundlegenden Wandel der Wirtschaft setzten auf die Arbeiterschaft, auf Revolution oder auf den Staat, der Betriebe übernimmt. Keiner dieser Wege ist in den entwickelten Ländern in den letzten hundert Jahren gegangen worden, und keiner wird hier vorgeschlagen. Es geht nicht um Enteignung und nicht um Umsturz.

Der Vorschlag dieses Buches setzt an einer anderen Stelle an: bei der unternehmerischen Freiheit. Niemand kann einen Unternehmer zwingen, nach möglichst hohem Gewinn zu streben. Viele würden ihre Produkte lieber nach Bedarf weitergeben – sie tun es heute nur nicht, weil sie sonst ihre eigenen Rechnungen nicht bezahlen könnten. Wenn alle gleichzeitig darauf verzichten, entfällt dieser Grund. Damit ein solcher gemeinsamer Verzicht auch rechtlich möglich wird, braucht es allerdings einen politischen Rahmen – dazu mehr in Kapitel 10.

Eine besondere Rolle könnte dabei der Mittelstand spielen. Kleine und mittlere Unternehmen versorgen die Menschen ganz unmittelbar – mit Brot, Reparaturen, Pflege, Bauleistungen, Software. Ihre Inhaberinnen und Inhaber können frei entscheiden, ohne Aktionären Rechenschaft schuldig zu sein. Sie stehen, wie wir in Kapitel 3 gesehen haben, unter wachsendem Druck aus Bürokratie und Wettbewerb. Und viele von ihnen verstehen sich nicht als Kapitalanleger, sondern als Menschen, die gute Arbeit leisten und Verantwortung für ihre Belegschaft und ihre Region tragen wollen.

Für sie wäre der gemeinsame Schritt kein Opfer. Im selben Moment, in dem sie auf Einnahmen verzichten, entfallen auch alle Ausgaben: keine Löhne, keine Miete, keine Rohstoffpreise, keine Steuern, keine Zinsen und Tilgungen mehr. Keine Angst vor der Insolvenz, keine Übernahme durch einen Konkurrenten, kein Bankgespräch über das Umsatzplus. Was bliebe, wäre die eigentliche unternehmerische Aufgabe: gute Produkte herzustellen und Menschen zu versorgen. Herr Brandl hat es auf seine Weise gesagt: Er hätte keine Sekunde gezögert.

Dazu kommt, dass der Mittelstand gut organisiert ist. Kammern, Innungen, Verbände und Genossenschaften verbinden Millionen von Betrieben. Sie sind die natürlichen Orte, an denen eine solche Debatte geführt und eine gemeinsame Entscheidung vorbereitet werden könnte.

Und alle anderen?

Natürlich reicht der Mittelstand allein nicht aus. Damit der Kreis sich schließt, müssen alle Glieder der Kette mitgehen: die Eigentümer von Rohstoffen, die Vermieter, die Energieversorger, die großen Konzerne, die Banken.

Für alle gilt dieselbe Überlegung. Ein Vermieter verlangt Miete, weil er davon lebt oder weil er seine Altersvorsorge damit sichert. Ist sein Lebensunterhalt auf anderem Weg gesichert, verliert die Miete ihre Funktion. Ein Rohstoffeigentümer verkauft sein Erz,

weil er davon lebt. Ist er versorgt, kann er es der Allgemeinheit zur Verfügung stellen. Auch die Beschäftigten großer Konzerne, ihre Führungskräfte und die Millionen Kleinanleger, denen diese Konzerne gehören, sind Menschen, deren Lebensunterhalt dann gesichert wäre.

Bei sehr großen Vermögen ist die Frage schwieriger. Wer heute mehr besitzt, als er in vielen Leben verbrauchen könnte, verliert mit dem Ende der Preise einen Status, den er gewohnt ist. Man sollte nicht so tun, als würde das jedem leichtfallen. Aber auch hier gilt: Was dieses Vermögen eigentlich leisten sollte – Sicherheit, Zugang zu allem, was man braucht, Freiheit von Sorgen –, wäre für alle gesichert, einschließlich der bisher Reichen. Und wie wir in Kapitel 4 gesehen haben, sind auch die Gewinner des heutigen Systems oft Gefangene seiner Zwänge.

Es wird trotzdem Menschen geben, die nicht überzeugt sind. Das ist bei jedem großen Wandel so. Entscheidend ist nicht, dass jeder Einzelne zustimmt, sondern dass die Versorgungsketten in ihrer ganzen Breite mitgehen.

Niemand muss der Erste sein

Damit bleibt die Frage des Schreiners: Wer fängt an? Die Antwort, die Lea auf dem Parkplatz gibt, stammt aus der Spieltheorie und hat sich in der Praxis bewährt.

Ökonomen nennen es einen „Zusicherungsvertrag“ (Bagnoli & Lipman, 1989). Jeder Beteiligte sagt verbindlich zu, mitzumachen – aber die Zusage gilt nur, wenn eine festgelegte Mindestzahl anderer ebenfalls zusagt. Wird die Schwelle nicht erreicht, passiert nichts, und niemand hat etwas verloren. Wird sie erreicht, handeln alle gleichzeitig. Auf diesem Prinzip beruhen Crowdfunding-Plattformen, über die jedes Jahr Tausende Projekte finanziert werden.

Der Vorteil ist entscheidend: Niemand muss der Erste sein. Niemand trägt das Risiko des Alleingangs. Das Gefangenendilemma verliert seinen Schrecken, weil die Frage „Was, wenn die anderen nicht mitziehen?“ beantwortet ist, bevor irgendjemand handelt.

Für den gemeinsamen Ausstieg würde das bedeuten: Betriebe, Rohstoffeigentümer, Vermieter und alle anderen geben eine bedingte Zusage ab – auch die Staaten, die den rechtlichen Rahmen für den Stichtag schaffen müssen. Diese wird öffentlich gezählt. Erst wenn die Zusagen die gesamten Versorgungsketten weltweit abdecken, wird ein Stichtag festgelegt. Vorbereitet werden kann der Tag schon, während die Zusagen gesammelt werden – wie in Schweden 1967 mit einer breiten öffentlichen Debatte, mit Plänen für die ersten Wochen und mit klaren Absprachen, welche Versorgungsbereiche auf keinen Fall stocken dürfen. Den Stichtag selbst sollte man dagegen erst kurz vorher bekannt geben; warum, zeigt der nächste Abschnitt.

Das wird nicht in wenigen Monaten gelingen. Es ist ein Prozess, der Jahre dauern kann. Aber die heutige Vernetzung der Welt macht ihn möglich. Was früher an der schieren

Unmöglichkeit gescheitert wäre, Millionen von Betrieben über Kontinente hinweg zu erreichen, ist heute eine Frage von Plattformen, Übersetzungen und Vertrauen.

Ein Bild, auf das man sich freuen kann

Ein solcher Wandel kann nur gelingen, wenn ihn nicht nur die Betriebe tragen, sondern auch die vielen Menschen, die jeden Tag in ihnen arbeiten und bei ihnen einkaufen. Viele von ihnen erleben die Zukunft heute als Bedrohung. Die Mieten steigen, die Rente ist unsicher, die Sommer werden heißer. Manche ziehen sich zurück, manche haben aufgegeben, andere wählen aus Wut Parteien, die Abschottung und einfache Lösungen versprechen.

Eine ähnliche Stimmung gab es in den Jahren vor 1989. In den Ländern des Ostblocks wurden die Regale leerer und die Fabriken älter. Gleichzeitig hatten die Menschen jeden Abend die Bilder aus dem Westen vor Augen: volle Schaufenster, Reisen ans Meer, die D-Mark. Viele hatten innerlich längst Abschied vom alten System genommen. Sie sagten es nur nicht laut – bis sie sahen, dass ihre Nachbarn genauso dachten. Dann ging alles sehr schnell (Kuran, 1991).

Was heute fehlt, ist ein solches Bild. Die direktversorgende Wirtschaft könnte es bieten. Was würde die Menschen glücklicher machen: ein Samstagnachmittag im Shopping-Center oder die Aussicht, nie wieder Miete zahlen zu müssen? Was man für ein gutes Leben braucht – Essen, eine Wohnung, den Arzt, die Pflege für die Eltern –, bekommt man geschenkt. Und nicht nur hier: auch die Familie in Lagos, die Bäuerin in Bolivien, der Fabrikarbeiter in Bangladesch.

Das ist kein Versprechen auf ein „besseres Leben“ mit immer mehr Dingen. Es ist ein bescheideneres und ehrlicheres Versprechen: dass niemand mehr Angst haben muss, seinen Lebensunterhalt zu verlieren. Den Fehler von 1989 sollten wir dabei nicht wiederholen. Damals wurden „blühende Landschaften“ in kurzer Zeit versprochen, und die Enttäuschung wirkt bis heute nach. Am Anfang wird es ruckeln. Aber das Fundament wäre gelegt.

Ein solches Bild hilft auch den Betrieben. Wenn sich viele Menschen auf den Tag freuen, fällt es leichter, die bedingte Zusage abzugeben. Und weil nichts neu gebaut werden muss, kann es schnell gehen, sobald genug zugesagt haben. Dann genügt eine kurze Ankündigung – so kurz, dass niemand anfängt, Waren zurückzuhalten oder Zahlungen einzustellen. Wie das aussehen kann, zeigt die Währungsreform von 1948: Zwischen Ankündigung und Umstellung lagen nur wenige Tage. Am Montag danach waren die Schaufenster plötzlich voll – mit Waren, die die Händler zurückgehalten hatten, weil sie mit der Reform rechneten.

Was sich ändert – und was nicht

Am Stichtag selbst ändert sich an der physischen Wirtschaft nichts. Die Fabriken stehen noch, die Züge fahren, die Lastwagen sind unterwegs, die Felder sind bestellt. Die Menschen gehen am nächsten Morgen zur Arbeit wie immer.

Das ist möglich, weil die moderne Wirtschaft ohnehin auf Vorleistung beruht. Arbeit wird geleistet, Material geliefert und Dienstleistungen erbracht, lange bevor Rechnungen beglichen oder Löhne überwiesen werden. Die bestehenden Lieferbeziehungen bleiben bestehen. Annas Mühle liefert weiter Mehl, nur ohne Rechnung.

Was sich ändert, ist die gesellschaftliche Form. Die Buchhaltung verschwindet nicht, aber sie verwandelt sich von einer Kostenrechnung in eine Steuerung von Mengen, Material und Arbeitszeit – so, wie Jonas' Kanban-System es heute schon tut. Und der Zugang zu allem, was man für ein würdiges Leben braucht, ist von diesem Tag an nicht mehr an Geld gebunden.

Wie dieser erste Tag aussehen könnte und was in den Wochen danach geschieht, beschreibt das nächste Kapitel.

Offene Fragen

Ein solches Vorhaben wirft Fragen auf, die hier nicht verschwiegen werden sollen. Was geschieht mit Verträgen, Schulden und Eigentumstiteln? Welche Rolle spielen Staaten und Regierungen? Was ist mit Ländern, deren Regierungen sich verweigern? Was, wenn wichtige Branchen zögern?

Einige dieser Fragen beantworten die Kapitel 10, 11 und 13. Andere werden sich erst im Prozess selbst klären lassen. Auch das gehört zur Ehrlichkeit: Niemand kann einen Wandel dieser Größe bis ins letzte Detail vorausplanen. Aber das war bei keinem großen Wandel der Geschichte anders – und es ist kein Grund, die Frage nicht zu stellen.

Das Wichtigste in Kürze

- Bauer, Müller, Bäckerin und Kundschaft bilden einen Kreis: Jeder verlangt Geld, weil er selbst bezahlen muss. Ist der Lebensunterhalt aller gesichert, schließt sich der Kreis in die andere Richtung.
- Dieser Kreis funktioniert nur, wenn er überall gleichzeitig geschlossen wird. Ein Alleingang führt in die Pleite.
- Der Mittelstand könnte den Anstoß geben – aus unternehmerischer Freiheit, ohne Enteignung und ohne Umsturz. Für die Betriebe entfallen mit den Einnahmen zugleich alle Ausgaben.
- Mit bedingten Zusagen muss niemand der Erste sein: Gehandelt wird erst, wenn genug mitmachen – dann aber alle zugleich.
- Ein ehrliches Bild – Lebensunterhalt, Wohnung und Gesundheit für alle, ohne Miete und ohne Existenzangst – kann viele Menschen für den Wandel gewinnen. Der Stichtag selbst sollte kurzfristig angekündigt werden.

Zum Inhaltsverzeichnis

9. Der erste Tag

Drei Uhr morgens

Um drei Uhr morgens klingelte der Wecker wie immer. Anna lag noch einen Moment wach und hörte auf die Stille. Draußen fuhr ein einzelnes Auto vorbei. Sonst nichts. Kein Zeichen, dass heute irgendetwas anders sein sollte.

In der Backstube machte sie Licht, schaltete den Ofen ein und holte den Vorteig aus der Kühlung. Svetlana kam um halb vier, wie immer, mit nassem Haar und einer Thermoskanne Tee.

„Und?“, fragte Anna.

„Was und?“ Svetlana band sich die Schürze um. „Brötchen backen sich nicht von allein. Auch nicht ohne Geld.“

Sie arbeiteten schweigend, wie jeden Morgen. Teig abwiegen, formen, auf die Bleche, in den Ofen. Der Duft füllte den Raum. Gegen fünf öffnete Anna die Schreibtischschublade, um einen Stift zu suchen, und fand den Prospekt mit den Schwarzstahlblechen. Sie sah ihn eine Weile an. Dann setzte sie sich an den Rechner und trug in das Bedarfsnetz ein: zwanzig Backbleche, Schwarzstahl, drei Millimeter. Die Antwort kam nach einer Minute: Aufgenommen. Voraussichtliche Lieferung in sechs Wochen. Priorität: normal.

Sie lachte leise. Sechs Wochen. Sie hatte zwei Jahre gewartet.

* * *

Um sechs schloss sie die Ladentür auf. Die Kasse war ausgeschaltet. An ihrer Stelle stand ein kleines Schild, das Mira am Abend zuvor geschrieben hatte: „Nehmen Sie, was Sie brauchen. Sagen Sie uns, was fehlt.“

Der erste Kunde war Herr Albers, siebenundachtzig, der seit dreißig Jahren jeden Morgen zwei Roggenbrötchen kaufte. Er nahm seine zwei Brötchen, zögerte und legte dann ein Zwei-Euro-Stück auf die Theke.

„Das brauchen Sie nicht mehr, Herr Albers.“

„Ich weiß“, sagte er. „Aber ich weiß nicht, was ich sonst mit meinen Händen machen soll.“

Er ließ die Münze liegen, nahm sie dann doch wieder an sich, lachte über sich selbst und ging.

Gegen acht wurde es voller. Die meisten nahmen, was sie immer nahmen. Einige nahmen mehr, vier, fünf Brote auf einmal, mit einem verlegenen Blick. Ein Mann füllte eine ganze Einkaufstasche. Anna sagte nichts. Um halb elf war das Roggenbrot aus.

Kurz danach kam Sevgi über die Straße. Sie sah müde aus.

„Meine Zentrale hat heute nichts geliefert“, sagte sie. „Das Werk in Magdeburg weiß noch nicht, wohin es seine Teiglinge schicken soll. Die Theke ist leer, und die Leute stehen trotzdem bei mir.“

Anna sah auf die Backstube, dann auf die Uhr.

„Ich kann am Nachmittag noch eine Schicht Weißbrot machen“, sagte sie. „Wenn du es bei dir verteilst.“

Sevgi sah sie an, als hätte sie etwas Unanständiges vorgeschlagen. Dann lachte sie.

„Gestern wären wir noch Konkurrenten gewesen.“

„Gestern“, sagte Anna.

* * *

Das Mehl wurde knapp. Anna schickte eine Meldung an die Mühle Seitz und bekam einen Anruf zurück. Am Telefon war nicht Herr Seitz, sondern Walter.

„Ich bin seit sieben hier“, sagte er. „Der Seitz hat heute dreimal so viele Anfragen wie sonst und nur zwei Leute. Da dachte ich, ich helfe mal.“ Im Hintergrund ratterte eine Maschine. „Du kriegst morgen früh deine zweihundert Kilo. Den Roggen müssen wir mit den Bauern abstimmen. Die Ernte reicht, aber die Lastwagen sind heute alle unterwegs.“

„Papa, du bist sechsundachtzig.“

„Eben“, sagte Walter. „Ich habe dreißig Jahre darauf gewartet, dass hier wieder jemand Mehl braucht.“

Am Nachmittag schrieb Jonas eine Nachricht: „Werk läuft normal. Bänder laufen, Leute sind alle da. Nur in der Controlling-Abteilung sitzen zwölf Leute und wissen nicht, was sie tun sollen. Ich auch nicht.“

* * *

Um sieben Uhr abends schloss Anna den Laden. Sie stand eine Weile vor der ausgeschalteten Kasse. Fünfundzwanzig Jahre lang hatte sie jeden Abend das Geld gezählt, die Bons sortiert und den Tagesabschluss gedruckt.

Heute gab es nichts zu zählen.

Sie setzte sich an den Rechner und trug ein: Roggenbrot morgen plus dreißig Prozent. Weißbrot plus zwanzig Prozent, Abholung Sevgi. Dann machte sie das Licht aus und ging nach oben. Sie war müde wie nach jedem langen Tag. Aber es war eine andere Müdigkeit. Zum ersten Mal seit Jahren lag sie nicht wach und rechnete.

* * *

Ein gewöhnlicher Tag, der alles verändert

Der erste Tag nach dem gemeinsamen Ausstieg beginnt für Anna wie jeder andere: um drei Uhr in der Backstube. Und das ist kein erzählerischer Kunstgriff, sondern der Kern

der Sache. Am Stichtag ändert sich nicht die Welt der Dinge. Es ändert sich die Art, wie Menschen miteinander umgehen.

Die Szene zeigt aber auch, dass dieser Tag nicht reibungslos verläuft. Brot wird knapp, Lieferungen stocken, ein Werk weiß nicht, wohin es liefern soll, und in der Controlling-Abteilung sitzen zwölf Menschen ohne Aufgabe. Dieses Kapitel beschreibt, was am ersten Tag und in den ersten Wochen geschehen könnte – mit den Erfolgen und mit den Schwierigkeiten.

Was am ersten Tag geschieht

Am sichtbarsten wird der Wandel dort, wo Menschen bisher bezahlt haben. In den Supermärkten sind die Kassen ausgeschaltet und die Schranken offen. Es gibt keine Preisschilder mehr, keine Sonderangebote, keine „Letzte Chance". Busse und Bahnen fahren ohne Fahrkarten. Mieten werden nicht mehr abgebucht.

Alles andere läuft weiter. Die Menschen gehen zur Arbeit, weil die Arbeit getan werden muss und weil sie es gewohnt sind. Die Fabriken produzieren, die Lastwagen fahren, die Krankenhäuser behandeln. Wie in Kapitel 8 beschrieben, beruht die moderne Wirtschaft auf Vorleistung und auf bestehenden Lieferbeziehungen. Die Mühle liefert an die Bäckerei, weil sie es immer getan hat – nur ohne Rechnung.

Was neu ist, ist eine zusätzliche Aufgabe: Bedarf muss jetzt bewusst gemeldet werden. Bisher hat der Preis vieles still geregelt. Jetzt müssen Betriebe einander sagen, was sie brauchen, was knapp ist und was warten kann. Die Warenwirtschaftssysteme aus Kapitel 7 erledigen einen großen Teil davon. Den Rest erledigen Telefonate, Absprachen und gesunder Menschenverstand.

Die Angst vor dem Horten

Die verbreitetste Sorge lautet: Wenn alles kostenlos ist, räumen die Leute die Regale leer. Diese Sorge ist berechtigt, zumindest für die ersten Tage. Auch in Annas Bäckerei nehmen einige mehr als sonst. Ein Mann füllt eine ganze Tasche.

Wir wissen aus Erfahrung, wie solche Situationen verlaufen. Im März 2020, zu Beginn der Corona-Pandemie, waren in vielen Ländern innerhalb weniger Tage Toilettenpapier, Nudeln und Mehl ausverkauft. Doch nach einigen Wochen normalisierte sich das Kaufverhalten wieder, sobald die Menschen merkten, dass der Nachschub zuverlässig kam (Statista, 2020). Zu Plünderungen oder einem Zusammenbruch der Ordnung kam es nicht.

Gehortet wird aus Angst, dass es morgen nichts mehr gibt. Diese Angst lässt nach, wenn die Regale sich jeden Morgen wieder füllen. Wer weiß, dass er morgen wieder Brot bekommt, hat keinen Grund, heute fünf zu nehmen – zumal Brot nach drei Tagen hart wird. Aus Flatrates kennen wir dasselbe Muster: Wer unbegrenzt telefonieren darf, telefoniert nicht den ganzen Tag. Hilfreich ist dabei Offenheit. Wenn Bestände sichtbar sind und Engpässe offen angesprochen werden, wächst das Vertrauen schneller.

Wenn es nicht für alle reicht

Trotzdem wird es Engpässe geben, und zwar nicht nur in den ersten Tagen. In Kapitel 7 haben wir die schwierigste Frage gestellt: Wer bekommt etwas zuerst, wenn es nicht für alle reicht?

Nehmen wir ein Beispiel. Ein elektronisches Bauteil ist weltweit knapp. Gleichzeitig melden zwei Betriebe dringenden Bedarf an: ein Hersteller von Dialysegeräten und ein Hersteller von Spielkonsolen. Im Markt bekommt das Bauteil, wer mehr bezahlt – meist der mit den höheren Gewinnspannen.

Ohne Preis muss der Hersteller des Bauteils selbst entscheiden. Er muss nicht mehr an den Höchstbietenden verkaufen, um seine eigenen Rechnungen zu bezahlen. Die digitale Vernetzung zeigt ihm, wer was wofür braucht: hier eine Klinik, dort eine Spielwarenfabrik. Die meisten Menschen würden in dieser Lage gleich entscheiden. Das Bauteil geht an die Dialysegeräte. Der Konsolenhersteller bekommt keine bloße Absage, sondern das Netzwerk sucht nach einem Ersatzteil oder nach freien Kapazitäten zu einem späteren Zeitpunkt.

Diese Art der Abwägung ist uns nicht fremd. In jeder Familie bekommt das kranke Kind zuerst Aufmerksamkeit, bevor wir uns vor die neue Spielekonsole setzen. Doch man sollte nicht so tun, als ginge das automatisch. Nicht jede Entscheidung wird so eindeutig sein wie die zwischen Dialyse und Spielkonsole. Es wird Grenzfälle geben, Meinungsverschiedenheiten und Fehler. Dafür braucht es die Prioritätsregeln und die demokratischen Verfahren, von denen in Kapitel 7 die Rede war. Die künstliche Intelligenz zeigt, wo was gebraucht wird. Entscheiden müssen Menschen.

Ein Tag im Netz der Versorgung

Wie das im Alltag aussehen könnte, lässt sich an einigen Stationen eines gewöhnlichen Tages zeigen.

Im Wasserwerk sieht der Betriebsingenieur am Morgen, dass das Desinfektionsmittel nachbestellt werden muss. Er meldet den Bedarf an das Chemiewerk. Ein Techniker weist auf eine Pumpe hin, die unruhig läuft. Die Bestellung einer neuen Pumpe geht an die Pumpenfabrik, mit der seit Jahren Lieferbeziehungen bestehen.

Im Chemiewerk sind mehrere große Anforderungen gleichzeitig eingegangen. Würde alles sofort ausgeliefert, fiele der Bestand unter die Sicherheitsreserve. Früher hätte der Preis das geregelt. Jetzt entscheidet das Team selbst: Trinkwasser geht vor. Weniger dringende Lieferungen werden um ein, zwei Tage verschoben, die betroffenen Betriebe erhalten eine kurze Nachricht. Parallel wird die Produktion hochgefahren.

In der Pumpenfabrik ist die Anfrage des Wasserwerks nicht die einzige. Die Ingenieurin und ihr Team ordnen nach Dringlichkeit: Infrastruktur zuerst. Ein bestimmter Dichtungstyp ist knapp, die Nachbestellung läuft, die Antwort des Zulieferers steht noch aus. Es entsteht eine kleine Verzögerung.

Bei der Mühle treffen mehr Anfragen ein als gewöhnlich. Manche Bäckereien bestellen mehr, aus Vorsicht. Der Müller merkt, dass sein Korn nicht für alle gleichzeitig reicht, und spricht mit mehreren Bauern statt mit einem.

Der Bauer bekommt mehrere Anfragen auf einmal. Früher hätte er an den Meistbietenden verkauft. Jetzt verteilt er seine Ernte so, dass möglichst viele Mühlen arbeiten können. Ein Teil seiner Entscheidung bleibt eine Ermessensfrage – aber genau diese Verantwortung gehört nun zu seiner Rolle.

Bei der Müllabfuhr sind die Tonnen am ersten Tag so voll wie immer. Gewohnheiten ändern sich nicht über Nacht. Aber der Fahrer weiß, dass sich seine Arbeit verändern wird, weil Lösungen für weniger Müll nicht mehr an Sparzwängen scheitern.

Und im Stadttheater fragt die Intendantin bei einer neuen Inszenierung zum ersten Mal nicht, ob sie sich rechnet, sondern ob sie etwas zu sagen hat.

Am Abend zieht man Bilanz: Der Alltag funktioniert, wenn auch nicht ganz reibungslos. Es gibt mehr Absprachen, gelegentliche Unsicherheiten und kleine Verzögerungen. Aber die Versorgung bricht nicht zusammen. Sie verändert ihre Form – von der stillen Steuerung durch Preise hin zu bewusster, direkter Zusammenarbeit.

Vom Tausch zur Gabe

Neben dem praktischen Geschehen hat dieser Tag noch eine andere Seite, die sich schwerer in Zahlen fassen lässt.

Seit Jahrtausenden kennen Menschen Momente, in denen der Tausch für eine Weile aufgehoben ist: Feste, Hochzeiten, gemeinsame Mahlzeiten. Der Soziologe Émile Durkheim hat beschrieben, wie solche gemeinsamen Erlebnisse ein Gefühl der Verbundenheit erzeugen, das Vertrauen und Sinn stiftet (Durkheim & Fields, 1995/1912). Der Anthropologe Marcel Mauss hat gezeigt, dass Geschenke – anders als Käufe – dauerhafte Beziehungen zwischen Menschen knüpfen (Mauss, 1990). Neuere Studien bestätigen, dass gemeinsames Teilen das Wohlbefinden deutlich steigert (Yudkin & Prosser, 2022).

Am ersten Tag nach dem Übergang wird dieses Prinzip der Gabe aus dem privaten Raum in den Alltag der Wirtschaft geholt. Das wird nicht überall Begeisterung auslösen. Manche werden misstrauisch sein, manche überfordert, manche wie Herr Albers nicht wissen, was sie mit ihren Händen tun sollen. Doch viele werden etwas spüren, das sich schwer beschreiben lässt: Erleichterung. Die Sorge, ob das Geld bis zum Monatsende reicht, ob die Miete bezahlt werden kann, ob der Betrieb das nächste Jahr übersteht, ist verschwunden.

Und noch etwas ändert sich. Die Lieferkette wird zu einer Kette der Weitergabe. Wer ein Brot bekommt, bekommt es von der Bäckerin, die das Mehl vom Müller bekam, der das Korn vom Bauern bekam, dem es der Boden, der Regen und die Sonne gaben. Diese Kette ist sichtbar geworden. Man dankt nicht mehr einem Verkäufer für sein

Wechselgeld, sondern den Menschen, die gearbeitet haben, und letztlich der Erde. Das schafft eine andere Beziehung zur Natur: Sie ist keine Ware mehr, sondern eine gemeinsame Lebensgrundlage, die man pflegt, weil alle von ihr leben.

Was die ersten Wochen zeigen werden

In den Wochen nach dem Übergang wird sich vieles einspielen. Die Hamsterkäufe ebben ab. Betriebe lernen, ihren Bedarf genauer zu melden. Lieferketten, die bisher über Preise gesteuert wurden, werden neu abgestimmt. Manche Tätigkeiten fallen weg – in Controlling-Abteilungen, Kassen und Inkassobüros –, und die Menschen, die sie ausgeübt haben, suchen neue Aufgaben. Wie das gelingen kann, behandelt Kapitel 11.

Es wird Probleme geben, die heute niemand vorhersieht. Aber die grundlegende Erfahrung des ersten Tages bleibt: Die Versorgung bricht nicht zusammen, wenn die Preise verschwinden. Sie wird menschlicher – und anstrengender, als manche hoffen, und ruhiger, als viele fürchten.

Nicht alle werden von diesem Weg überzeugt sein, bevor sie ihn sehen. Ihre Einwände verdienen eine ernsthafte Antwort. Sie folgt im nächsten Kapitel.

Das Wichtigste in Kürze

- Am ersten Tag ändert sich an der physischen Wirtschaft nichts. Neu ist, dass Bedarf bewusst gemeldet und abgestimmt werden muss.
- Hamsterkäufe sind in den ersten Tagen wahrscheinlich, ebben aber ab, sobald der Nachschub zuverlässig kommt – wie nach dem Frühjahr 2020.
- Bei Engpässen wird nach Dringlichkeit entschieden statt nach Zahlungsbereitschaft. Das ist nicht immer einfach, aber vertraut: Das Wichtigste kommt zuerst.
- Aus der Lieferkette wird eine Kette der Weitergabe. Die Versorgung wird nicht reibungslos, aber sie bricht nicht zusammen.

Zum Inhaltsverzeichnis

10. Was dagegen spricht – Einwände ernst genommen

Zwanzig Gründe

Drei Wochen nach dem Stichtag räumte Jonas seinen Schreibtisch auf und fand den Zettel.

Er hatte ihn in der Nacht nach der Kammerversammlung geschrieben, als Anna ihm am Telefon von Herrn Brandl und dem Bierdeckel erzählt hatte. Damals war er so wütend gewesen, dass er nicht schlafen konnte. Also hatte er sich hingesetzt und aufgeschrieben, warum das nie funktionieren würde. Zwanzig Gründe, durchnummeriert, in seiner engen Controllerschrift. Darüber stand in Großbuchstaben: WARUM DAS NIE FUNKTIONIERT.

Er setzte sich und las.

1. Niemand geht mehr arbeiten.

Er sah aus dem Fenster auf den Parkplatz des Werks. Er war voll wie immer. Die Anwesenheit lag bei sechsundneunzig Prozent, ungefähr so hoch wie vorher. Rainer aus der Härterei hatte ihm in der ersten Woche gesagt: „Was soll ich denn zu Hause? Meine Frau arbeitet doch auch." Jonas zog einen Strich durch die Zeile.

2. Die Supermärkte werden leergeräumt.

In der ersten Woche stimmte das. Nudeln, Kaffee, Toilettenpapier, wie im März 2020. In der zweiten Woche wurde es weniger. Jetzt war es fast normal. Er machte einen Strich, dann ein kleines Fragezeichen dahinter. Bei Kaffee gab es immer noch Lücken.

3. Jeder will fünf Autos.

Beim Autohaus an der Bundesstraße standen die Neuwagen noch auf dem Hof. Ein paar Leute hatten sich Wagen geholt, die sie sich früher nie hätten leisten können. Niemand hatte fünf. Dafür gab es für Lastenräder eine Warteliste von vier Monaten. Strich.

4. Das ist illegal.

Er musste lächeln. Der Bundestag hatte ein halbes Jahr über das Übergangsgesetz gestritten. Am Ende hatte es eine breite Mehrheit gegeben. Strich.

5. Wer macht dann die Drecksarbeit?

Hier hielt er inne. Die Müllabfuhr hatte in der zweiten Woche Probleme gehabt, weil zwei Fahrer in Rente gegangen waren, die sie sonst noch zwei Jahre gehalten hätten. Seitdem gab es eine Liste, in die man sich eintragen konnte, einmal im Monat einen Vormittag mitzufahren. Jonas hatte sich eingetragen. Ob das auf Dauer reichte, wusste niemand. Er machte ein Fragezeichen.

Er ging die Liste weiter durch. Bei manchen Punkten zog er einen Strich, bei anderen setzte er ein Fragezeichen, bei dreien schrieb er „abwarten“. Am Ende zählte er nach: elf Striche, sechs Fragezeichen, dreimal abwarten.

* * *

Am Abend zeigte er die Liste Mira. Sie saß bei Anna in der Küche und las sie zweimal.

„Elf von zwanzig“, sagte sie. „Nicht schlecht für einen Untergangspropheten.“

„Sechs Fragezeichen“, sagte Jonas. „Und bei der Drecksarbeit bin ich mir wirklich nicht sicher.“

Mira schwieg einen Moment. Dann zog sie ihr Handy heraus und scrollte.

„Ich hatte auch eine Liste“, sagte sie. „Nicht warum es nicht funktioniert. Sondern was alles besser wird.“ Sie las vor: „Die Emissionen sinken sofort. Niemand muss mehr Dinge kaufen, die er nicht braucht. Alle arbeiten nur noch zwanzig Stunden.“

„Und?“

„Die Emissionen sinken. Aber nicht sofort. Die Kraftwerke laufen ja noch. Die Leute holen sich immer noch Sachen, die sie nicht brauchen, nur weniger. Und die meisten arbeiten genauso viel wie vorher, weil alles neu sortiert werden muss.“ Sie legte das Handy weg. „Ich habe auch Fragezeichen.“

Anna stellte zwei Teller mit Suppe auf den Tisch.

„Dann habt ihr beide recht gehabt“, sagte sie. „Nur nicht so sehr, wie ihr dachtet.“

Jonas faltete den Zettel und steckte ihn in die Hemdtasche, zu der Serviette vom Sonntagsessen, die immer noch dort war.

* * *

Zwei Listen

Jonas hat aufgeschrieben, warum das alles nie funktionieren kann. Mira hat aufgeschrieben, was alles besser wird. In der Szene haben beide Listen Fragezeichen bekommen. Das ist kein Zufall. Jeder große Wandel enttäuscht die Ängste und die Hoffnungen gleichermaßen ein wenig.

Wer bis hierher gelesen hat, wird eigene Einwände haben. Das ist gut so. Ein Vorschlag, der keine Einwände verträgt, verdient kein Vertrauen. Deshalb sollen die wichtigsten Einwände in diesem Kapitel nicht kleingeredet, sondern zuerst in ihrer stärksten Form dargestellt und dann beantwortet werden. Wo eine Antwort unvollständig bleibt, wird das gesagt.

Eine Vorbemerkung gehört dazu. Viele Einwände beruhen auf einer verständlichen Annahme: dass Menschen sich in einer neuen Ordnung genauso verhalten werden wie in der alten. Diese Annahme ist nicht dumm – sie ist die beste Vorhersage, die wir haben.

Aber sie ist nicht immer richtig. Wie wir in Kapitel 6 gesehen haben, verhält sich derselbe Mensch im Markt anders als am Familientisch.

„Niemand arbeitet ohne Geld“

Der Einwand in seiner stärksten Form: Natürlich arbeiten Menschen auch aus Freude und Verantwortung. Aber nicht jede Arbeit macht Freude. Wer steht freiwillig nachts in der Notaufnahme, im Schichtdienst am Hochofen oder bei Regen auf dem Müllwagen? Und selbst wenn die meisten weiterarbeiten: Was ist mit denen, die es nicht tun und trotzdem alles bekommen? Wird das nicht die anderen entmutigen?

Die Antwort beginnt mit dem, was wir wissen. Die Motivationsforschung zeigt, dass Menschen vor allem dann gern arbeiten, wenn sie selbstbestimmt handeln, ihre Fähigkeiten einsetzen und sich mit anderen verbunden fühlen (Ryan & Deci, 2000). Die Care-Wirtschaft aus Kapitel 6 und fast 29 Millionen Ehrenamtliche in Deutschland zeigen, dass gewaltige Arbeitsmengen ohne Bezahlung geleistet werden. Und Arbeit ist für die meisten Menschen mehr als Einkommen: Sie gibt dem Tag eine Struktur, bringt Kollegen, Anerkennung und das Gefühl, gebraucht zu werden.

Es gibt auch erste Erfahrungen mit Einkommen ohne Arbeitspflicht. In Finnland erhielten 2017 und 2018 zweitausend Arbeitslose zwei Jahre lang ein bedingungsloses Grundeinkommen. Sie arbeiteten in dieser Zeit nicht weniger als die Vergleichsgruppe, sondern geringfügig mehr, und fühlten sich deutlich besser (Kela, 2020). In Deutschland erhielten im „Pilotprojekt Grundeinkommen“ 122 Menschen drei Jahre lang monatlich 1.200 Euro. Ihre Arbeitszeit ging nicht zurück (Pilotprojekt Grundeinkommen, 2025). Zur Ehrlichkeit gehört: Diese Versuche waren klein und zeitlich begrenzt, und die Teilnehmer wussten, dass sie enden würden. Sie beweisen nicht, wie eine ganze Gesellschaft reagieren würde. Aber sie widersprechen der Vorstellung, dass Menschen aufhören zu arbeiten, sobald sie es dürfen.

Bleiben die unangenehmen Arbeiten und die Trittbrettfahrer. Für unangenehme Arbeit gibt es drei Antworten: Automatisierung, die heute oft unterbleibt, weil billige Arbeitskraft rentabler ist; gerechte Verteilung im Wechsel, sodass niemand sein ganzes Leben auf dem Müllwagen verbringt; und weniger solcher Arbeit insgesamt, weil langlebige Produkte weniger Abfall erzeugen. Kapitel 13 geht darauf genauer ein. Und Trittbrettfahrer wird es geben, wie es sie heute gibt. Aber weil die notwendige Arbeit insgesamt deutlich sinkt – Keynes hielt schon 1930 fünfzehn Wochenstunden für machbar (Keynes, 1930) –, kann eine Gesellschaft sie verkraften. Ganz gelöst ist diese Frage nicht. Jonas hat zu Recht ein Fragezeichen gesetzt.

„Ohne Preise werden die Regale leergeräumt und die Natur geplündert“

Der Einwand: Der Preis begrenzt den Verbrauch. Fällt er weg, nehmen alle mehr, als sie brauchen. Und bei Ressourcen, die allen gehören, droht die „Tragik der Allmende“ aus Kapitel 4: Jeder nimmt ein bisschen mehr, bis nichts mehr da ist.

Für Alltagsgüter haben wir die Antwort in Kapitel 9 gegeben. Es gibt eine natürliche Sättigung. Das dritte Brot schmeckt nicht besser als das zweite, und ein fünfter Wintermantel macht nicht wärmer. Ökonomen nennen das den abnehmenden Grenznutzen. Flatrates zeigen es täglich. Gehortet wird aus Angst vor Mangel, und diese Angst schwindet, wenn der Nachschub zuverlässig ist. Vieles spricht sogar dafür, dass der Verbrauch sinkt, wenn Werbung und Sonderangebote nicht mehr ständig zum Kaufen drängen.

Bei der Natur ist der Einwand ernster. Fischbestände, Wälder, Böden und das Klima sind gemeinsame Güter, die übernutzt werden können. Doch hier lohnt ein ehrlicher Blick auf die Gegenwart: Der Preis hat die Übernutzung bisher auch nicht verhindert. Die Meere sind überfischt, obwohl Fisch einen Preis hat. Das Klima erwärmt sich, obwohl Öl einen Preis hat. Der Grund ist, dass der Preis die Schäden für die Natur meist gar nicht enthält.

Ohne Preise müssen ökologische Grenzen bewusst gesetzt werden: wie viel Holz ein Wald jährlich hergibt, wie viel Fisch gefangen werden kann, wie viel CO_2 noch ausgestoßen werden darf. Elinor Ostrom hat an Hunderten von Beispielen gezeigt, dass Gemeinschaften solche Grenzen erfolgreich einhalten können, wenn sie klare Regeln haben und deren Einhaltung gemeinsam kontrollieren (Ostrom, 1990). Hinzu kommt der wichtigste Unterschied: Ohne Wachstumszwang fällt der Druck weg, jedes Jahr mehr aus der Natur herauszuholen.

„Jeder will fünf Autos – und das Haus am See“

Der Einwand: Wenn alles kostenlos ist, will jeder das Beste. Jeder will ein großes Auto, ein Haus in bester Lage, Fernreisen.

Beim Auto ist die Antwort einfach. Heute ist ein Auto nicht nur ein Fortbewegungsmittel, sondern auch Statussymbol und Wertanlage. Ohne Preise hat es nur noch seinen praktischen Nutzen. Fünf Autos bedeuten dann vor allem fünf Stellplätze, fünfmal Reifenwechsel und fünfmal Wartung. Wer würde sich das antun?

Beim Haus am See ist die Antwort schwieriger, und auch das soll gesagt werden. Es gibt Güter, die von Natur aus begrenzt sind: Seegrundstücke, Altbauwohnungen in der Innenstadt, der Platz in der ersten Reihe. Ökonomen nennen sie Positionsgüter. Sie werden auch ohne Preise knapp bleiben. Für sie braucht eine Gesellschaft Regeln: nach Bedarf, etwa für Familien mit Kindern oder Menschen mit Behinderung; im Wechsel, etwa für Ferienhäuser; oder notfalls durch das Los. Das ist nicht perfekt. Aber heute werden diese Güter nach Vermögen verteilt – und auch das empfinden viele nicht als gerecht. Kapitel 12 kommt darauf zurück.

„Das endet im Chaos“

Der Einwand: Eine moderne Wirtschaft ist ein hochkomplexes Gebilde. Wer ihr den Preis wegnimmt, nimmt ihr das Nervensystem. Es wird Engpässe, Stillstand und Zusammenbrüche geben.

Die Geschichte zeigt, dass die materielle Versorgung moderner Gesellschaften erstaunlich robust ist. Im Frühjahr 2020 wurden weltweit ganze Wirtschaftszweige stillgelegt. Strom, Wasser, Lebensmittel und Krankenhäuser funktionierten weiter. In der Finanzkrise 2008 standen große Banken am Abgrund, doch die Felder wurden bestellt und die Züge fuhren. Nach 1989 wurden in Mittel- und Osteuropa ganze Wirtschaftsordnungen innerhalb weniger Monate umgebaut, und die Grundversorgung brach nicht zusammen.

Man sollte diese Beispiele allerdings nicht beschönigen. Für viele Menschen waren diese Umbrüche schmerzhaft. In Ostdeutschland verloren nach 1990 Millionen ihre Arbeit, und viele Regionen haben sich davon bis heute nicht erholt. Der entscheidende Unterschied zu dem hier beschriebenen Übergang ist ein anderer: Damals verloren Menschen mit ihrer Arbeit ihr Einkommen und damit ihre Sicherheit. Bei einem Übergang zur direkten Versorgung ist der Lebensunterhalt vom ersten Tag an gesichert – auch für diejenigen, deren Arbeit sich verändert oder wegfällt.

Und auch hier gilt: Die Frage ist nicht nur, welche Risiken ein Wandel hat, sondern auch, welche Risiken das Weitermachen hat. Klimakrise, wachsende Ungleichheit und zunehmende Spannungen zwischen Staaten sind kein stabiler Zustand.

„Das ist rechtlich unmöglich“

Dieser Einwand ist berechtigt, und er ist komplizierter, als es auf den ersten Blick scheint. Nach heutigem Recht wäre der gemeinsame Ausstieg für viele Unternehmen gar nicht zulässig.

Wenn alle Betriebe einer Branche verabreden, ihre Produkte zu verschenken, kann das gegen das Kartellrecht verstoßen. Geschäftsführer und Vorstände von Kapitalgesellschaften sind verpflichtet, das Vermögen ihrer Gesellschaft zu wahren. Wer Waren verschenkt, kann sich wegen Untreue strafbar machen. Ein Betrieb, der keine Einnahmen mehr hat, aber noch alte Kredite, wäre zahlungsunfähig und müsste Insolvenz anmelden. Und das Finanzamt verlangt für verschenkte Waren Umsatzsteuer – in einer Währung, die der Betrieb nicht mehr einnimmt.

Der Einwand ist also richtig: Der Übergang braucht einen rechtlichen Rahmen. Er kann nicht allein durch private Entscheidungen geschehen, sondern muss politisch legitimiert werden – durch Parlamente, die ein Übergangsgesetz beschließen, das die alten Pflichten für den Stichtag aufhebt. Das ist kein ungewöhnlicher Vorgang. Auch die Währungsreform 1948 und die Einführung des Euro beruhten auf Gesetzen, die das bisherige Geld und alle Verträge auf einen Schlag umstellten. In einem Zusicherungsverfahren, wie es Kapitel 8 beschreibt, gehören deshalb auch die Staaten zu denen, die ihre Zusage geben müssen.

Nach dem Übergang verlieren viele dieser Gesetze ihren Gegenstand. Wo kein Vermögen mehr gemehrt werden muss, gibt es keine Untreue. Wo keine Preise mehr verlangt

werden, gibt es keine Preiskartelle. An ihre Stelle treten Regeln, die etwas anderes schützen: die Umwelt, die Gesundheit, faire Verteilung und Sicherheit am Arbeitsplatz.

„Das endet in Kontrolle und Diktatur“

Der Einwand: Wer die Versorgung über Daten und Algorithmen koordiniert, schafft ein Instrument totaler Kontrolle. Die Erfahrung mit Planwirtschaften zeigt, wohin das führt.

Dieser Einwand verdient besonderen Ernst, und Kapitel 7 hat ihm deshalb viel Raum gegeben. Kurz zusammengefasst: Die direkte Abstimmung ist keine Planung von oben, sondern Koordination von unten. Sie braucht offene, nachvollziehbare Programme, viele dezentrale Knoten statt einer Zentrale, demokratische Kontrolle mit wechselnder Verantwortung und den Wegfall des finanziellen Motivs für Machtmissbrauch. Ein Restrisiko bleibt. Aber es ist nicht größer als heute, wo wenige Plattformkonzerne bereits über gewaltige Datenmengen verfügen.

„Weltweit und gleichzeitig – das schafft niemand“

Der Einwand: Selbst wenn alles andere stimmt – die Vorstellung, dass sich alle Länder der Welt auf einen gemeinsamen Stichtag einigen, ist weltfremd. Die Staaten schaffen es ja nicht einmal, sich auf Klimaziele zu einigen.

Das ist vermutlich der stärkste Einwand von allen, und eine vollständige Antwort gibt es nicht. Aber es gibt Hinweise, dass es nicht unmöglich ist. Mit dem Montreal-Protokoll haben sich 1987 alle Staaten der Welt auf den Ausstieg aus Stoffen geeinigt, die die Ozonschicht zerstören – es ist bis heute das einzige UN-Abkommen, das alle Staaten ratifiziert haben. Die bedingte Zusage aus Kapitel 8 verringert das Risiko für jeden einzelnen Beteiligten. Und anders als beim Klimaschutz verlangt der gemeinsame Ausstieg von niemandem ein Opfer: Mit dem Verzicht auf Einnahmen entfallen zugleich alle Ausgaben.

Trotzdem wird dieser Prozess lang sein. Er wird Rückschläge haben. Und es ist möglich, dass er scheitert. Die Frage ist, ob das ein Grund ist, es nicht zu versuchen.

„Der Übergang wird ungerecht“

Der Einwand: Selbst wenn am Ende alles gut wird – in der Übergangszeit werden manche mehr tragen müssen als andere. Wer in der Pflege, in der Landwirtschaft oder in der Energieversorgung arbeitet, muss weiterarbeiten, während andere ihre bisherige Tätigkeit verlieren und sich erst neu orientieren.

Dieser Einwand ist richtig. In der ersten Zeit wird es Ungleichgewichte geben. Nicht jede Tätigkeit lässt sich sofort automatisieren oder umverteilen. Manche werden vorübergehend mehr leisten als andere, obwohl alle gleich versorgt sind. Digitale Vernetzung kann helfen, Belastungen sichtbar zu machen und auszugleichen, aber das braucht Zeit.

Wichtig ist, diese Probleme vorher offen zu besprechen und nicht zu verschweigen. Wer weiß, dass eine Belastung vorübergehend ist und gemeinsam getragen wird, trägt sie leichter. Und auch hier gilt der Vergleich: Heute tragen dieselben Berufe – Pflegekräfte, Erntehelfer, Müllwerker – die größten Lasten dauerhaft, bei geringer Bezahlung und wenig Anerkennung.

„Das ist doch utopisch“

Der letzte Einwand ist eigentlich kein Argument, sondern ein Gefühl. Aber es ist ein mächtiges Gefühl. Wir sind in einer Welt aufgewachsen, in der Geld, Preise und Lohnarbeit so selbstverständlich sind wie das Wetter. Eine Welt ohne sie ist schwer vorstellbar.

Doch vieles, was heute selbstverständlich ist, galt einmal als utopisch: die Abschaffung der Leibeigenschaft, das allgemeine Wahlrecht, die gesetzliche Krankenversicherung, die Wiedervereinigung. Der Kulturtheoretiker Mark Fisher hat beobachtet, dass unsere Zeit sich das Ende der Welt leichter vorstellen kann als eine andere Wirtschaftsordnung (Fisher, 2013). Gerade deshalb lohnt es sich, die Vorstellungskraft zu üben.

Und vielleicht ist es umgekehrt. Vielleicht ist die größere Utopie die Annahme, dass inmitten von Klimakrise, wachsender Ungleichheit und zunehmender Instabilität einfach alles so weitergehen kann wie bisher.

Was offen bleibt

Nicht alle Einwände lassen sich heute abschließend beantworten. Offen bleibt vor allem, wie ein weltweiter Prozess in Gang kommt, wie unangenehme Arbeit auf Dauer gerecht verteilt wird und wie eine Gesellschaft über knappe Positionsgüter entscheidet. Dieses Buch kann dazu Vorschläge machen, aber keine Gewissheiten bieten.

Das ist kein Mangel des Vorschlags, sondern Ehrlichkeit. Kein großer Wandel der Geschichte war bis ins Letzte vorausgeplant. Wer verlangt, dass jede Frage vorher beantwortet ist, verlangt etwas, das auch die heutige Ordnung nie erfüllt hat.

Das Wichtigste in Kürze

- Die stärksten Einwände betreffen die Arbeitsbereitschaft, die Übernutzung der Natur, knappe Positionsgüter, die rechtliche Umsetzung und vor allem die weltweite Gleichzeitigkeit.
- Viele Einwände lassen sich gut beantworten: Menschen arbeiten auch ohne Geldzwang, Verbrauch hat natürliche Grenzen, und die materielle Versorgung ist robuster als das Geldsystem.
- Andere Einwände sind berechtigt und verlangen Lösungen: Der Übergang braucht einen rechtlichen Rahmen und die Zustimmung der Staaten. Ökologische Grenzen und knappe Güter brauchen bewusste Regeln.
- Einige Fragen bleiben offen. Das ist kein Grund, sie nicht zu stellen – zumal auch das Weitermachen wie bisher erhebliche Risiken birgt.

Zum Inhaltsverzeichnis

Teil IV – Das Leben danach

11. Arbeit, Geld und Sicherheit

Ein Mittwoch

Ein halbes Jahr nach dem Stichtag kam Anna an einem Mittwoch nicht in die Backstube. Zum ersten Mal seit fünfundzwanzig Jahren hatte sie mitten in der Woche frei, und sie wusste nicht recht, was sie damit anfangen sollte. Also ging sie um sieben trotzdem hinunter, nur um zu schauen.

In der Backstube standen zwei Menschen, die vor einem halben Jahr noch nicht hier gearbeitet hatten.

Die eine war Jule, neunzehn, die nach dem Abitur Konditorin hatte werden wollen. Ihre Eltern hatten ihr damals davon abgeraten: zu früh aufstehen, zu wenig Geld, keine Zukunft. Sie hatte ein Studium der Betriebswirtschaft angefangen und nach zwei Semestern abgebrochen. Drei Wochen nach dem Stichtag hatte sie in der Bäckerei gestanden und gefragt, ob sie lernen dürfe. Jetzt stand sie an der Arbeitsplatte und spritzte Sahnerosetten auf eine Torte, mit einer Konzentration, als hinge ihr Leben davon ab.

Der andere war Herr Kessler.

Er trug eine weiße Schürze über einem karierten Hemd und knetete Roggenteig. Als er Anna sah, wurde er ein bisschen rot.

„Guten Morgen, Frau Hofmann. Ich hoffe, es stört Sie nicht."

„Herr Kessler, Sie kneten seit drei Monaten jeden Dienstag und Mittwoch meinen Teig. Ich finde, wir können uns inzwischen duzen. Anna."

„Thomas", sagte er und lächelte. „Weißt du, ich wollte als Junge Bäcker werden. Mein Vater hat gesagt, bei der Sparkasse hast du einen sicheren Arbeitsplatz. Er hatte ja recht. Dreiunddreißig Jahre lang." Er drückte die Faust in den Teig. „Ich mache das hier zwei Tage die Woche. Die übrigen drei bin ich bei der Koordinationsstelle im alten Rathaus. Da brauchen sie Leute, die mit Zahlen und Menschen umgehen können. Wir verteilen gerade die Handwerker auf die Sanierung der Schulen im Landkreis."

„Und das reicht dir?"

„Mir hat es noch nie so gut gereicht."

* * *

Später saß Anna mit einem Kaffee im Büro und öffnete die Post, die sich in den letzten Wochen angesammelt hatte. Es kamen nur noch wenige Briefe. Einer war von der Sparkasse, ein letzter Kontoauszug mit einem Begleitschreiben: Gemäß Übergangsgesetz werde das Darlehen für ihren Etagenofen nicht weitergeführt. Die Restschuld sei als historischer Buchwert archiviert. Es bestehe kein Handlungsbedarf.

Sie ging mit dem Brief in die Backstube und hielt ihn hoch.

„Thomas, kennst du das?“

Kessler warf einen Blick darauf und lachte laut. „Den Kreditvertrag habe ich noch selbst unterschrieben. Vor sechs Jahren, an meinem Schreibtisch. Ich weiß noch, wie besorgt du warst.“

„Ich habe jede Nacht daran gedacht.“

„Ich auch“, sagte Kessler. „An deinen und an zweihundert andere. Weißt du, dass ich fast jede Nacht um vier wach war? Nicht wegen des Teigs. Wegen der Kreditausfälle.“ Er wischte sich die Hände an der Schürze ab. „Jetzt bin ich um vier wach, weil ich hier sein will.“

* * *

Am Nachmittag rief Svetlana an. Sie arbeitete inzwischen nur noch vier Tage, weil ihre Mutter nach einem Schlaganfall Hilfe brauchte. Früher hätte sie sich das nicht leisten können, und die Mutter wäre in ein Heim gekommen, das sie nicht wollte.

„Ich wollte nur sagen, dass ich morgen später komme“, sagte sie. „Die Physiotherapeutin kommt um sieben. Die kommt jetzt dreimal die Woche statt einmal im Monat.“

„Kein Problem“, sagte Anna. „Jule übernimmt den Anfang.“

Sie legte auf und sah auf den Dienstplan an der Wand. Er war voller als früher, mit mehr Namen und weniger Stunden pro Name. Niemand arbeitete mehr sechzig Stunden. Auch sie selbst nicht.

Sie hatte immer gedacht, wenn sie einmal frei hätte, würde sie endlich ausschlafen. Stattdessen war sie um sieben in der Backstube gewesen. Nicht, weil sie musste. Sondern weil sie sehen wollte, wie es lief.

* * *

Ein halbes Jahr danach

Ein halbes Jahr nach dem Übergang hat sich in Annas Bäckerei vieles verändert, ohne dass es nach außen spektakulär wirkt. Es gibt mehr Menschen, die mitarbeiten, und jeder arbeitet weniger. Eine junge Frau lernt den Beruf, den sie immer wollte. Ein ehemaliger Bankberater knetet Teig und verteilt Handwerker auf Schulsanierungen. Eine Angestellte pflegt ihre Mutter, ohne um ihre Existenz zu fürchten. Und ein Kredit, der Anna jahrelang den Schlaf geraubt hat, ist nur noch ein Eintrag im Archiv.

Dieses Kapitel fragt, was mit der Arbeit, dem Geld und der sozialen Sicherheit geschieht, wenn der Lebensunterhalt nicht mehr an ein Einkommen gebunden ist.

Weniger Arbeit, die gebraucht wird

Ein großer Teil der heutigen Arbeit dient nicht unmittelbar der Versorgung, sondern der Abwicklung des Marktes selbst. Rechnungen schreiben, Zahlungen prüfen, Mahnungen

versenden. Kassen bedienen. Steuern berechnen, erheben und prüfen. Versicherungsfälle abwickeln. Werbung gestalten, Verpackungen entwerfen, die im Regal auffallen. Produkte parallel entwickeln, die sich kaum unterscheiden, weil jeder Hersteller sein eigenes Modell braucht.

All diese Tätigkeiten werden von fähigen Menschen mit großem Einsatz erledigt. Sie sind in der heutigen Ordnung notwendig. Aber sie sind nur deshalb notwendig, weil jeder Austausch über Geld laufen muss. Fällt das Geld weg, fällt auch ein großer Teil dieser Arbeit weg – nicht, weil sie schlecht gemacht wurde, sondern weil ihr Zweck entfällt. Der Anthropologe David Graeber hat gezeigt, dass auch viele Beschäftigte selbst den Sinn ihrer Tätigkeit bezweifeln (Graeber, 2019).

Hinzu kommt der Wegfall des Wachstumszwangs. Wenn Produkte langlebig und reparierbar gebaut werden dürfen, muss weniger ersetzt werden. Wenn niemand mehr zum Kauf gedrängt werden muss, wird weniger produziert, was niemand braucht.

Bereits 1930 hat John Maynard Keynes vorhergesagt, dass seine Enkel dank des technischen Fortschritts mit etwa fünfzehn Wochenstunden auskommen würden (Keynes, 1930). Die Produktivität ist seitdem stärker gestiegen, als Keynes erwartet hatte. Dass wir trotzdem nicht fünfzehn Stunden arbeiten, liegt nicht an der Technik, sondern daran, dass der Fortschritt in mehr Produktion statt in mehr freie Zeit geflossen ist.

Die verbleibende Arbeit verteilen

Die große Aufgabe nach dem Übergang lautet also nicht mehr, Arbeitsplätze zu schaffen, sondern die verbleibende Arbeit sinnvoll und fair zu verteilen.

Die Werkzeuge dafür gibt es bereits. Digitale Plattformen, die heute Aufträge an Fahrer, Handwerker oder Pflegekräfte vermitteln, könnten sichtbar machen, wo Hilfe gebraucht wird und wer welche Fähigkeiten anbietet. Regionale Koordinationsstellen – wie die im alten Rathaus, in der Thomas Kessler arbeitet – könnten größere Aufgaben organisieren, etwa die Sanierung von Schulen oder den Ausbau erneuerbarer Energien.

Dabei entsteht eine neue Freiheit. Wer heute einen Beruf wählt, wählt meist nach Sicherheit und Einkommen. Jule hätte Betriebswirtschaft studiert, Kessler wäre bei der Bank geblieben. Wenn der Lebensunterhalt gesichert ist, können Menschen ihre Arbeit nach Neigung und Fähigkeit wählen, Tätigkeiten kombinieren und im Lauf des Lebens wechseln.

Auch die Arbeitszeit wird beweglicher. Svetlana kann weniger arbeiten, solange ihre Mutter Pflege braucht, und später wieder mehr. Niemand muss sechzig Stunden arbeiten, um über die Runden zu kommen, und niemand muss eine Vollzeitstelle annehmen, wenn er Kinder großzieht.

Und schließlich wird Mobilität freiwillig. Heute verlassen Millionen Menschen ihre Heimat, weil Arbeit und Einkommen anderswo konzentriert sind. Viele leben getrennt von ihren Familien. Wenn Wohnen nicht mehr von Miete und Lohn abhängt, können

Menschen dort leben, wo sie leben möchten, und für eine Weile dorthin gehen, wo gerade Hilfe gebraucht wird.

Was aus dem Geld wird

Vom Tag des Übergangs an verliert Geld seine Funktion als Zahlungsmittel. Konten, Guthaben und Kreditverträge existieren zwar weiter in den Datenbanken der Banken, aber sie werden nicht mehr gebraucht, um Menschen zu versorgen.

Was geschieht mit Schulden? Ein Kredit ist im Kern ein Anspruch auf künftige Zahlungen. Er setzt voraus, dass der Schuldner ein Einkommen hat und der Gläubiger das Geld braucht. Beides entfällt. Der Schuldner hat kein Einkommen mehr, aus dem er zahlen könnte – und braucht keines. Die Bank muss keine Gehälter, Mieten und Lieferanten mehr bezahlen. Mahnungen, Pfändungen und Insolvenzverfahren laufen ins Leere, weil eine Zahlung dem Gläubiger keinen Vorteil mehr brächte. Das Übergangsgesetz, von dem in Kapitel 10 die Rede war, würde dies auch formal regeln. Die Forderungen werden, wie bei Annas Ofenkredit, als historische Buchwerte archiviert.

Ein Vergleich hilft: Nach der Währungsreform von 1948 waren die alten Reichsmark-Guthaben nur noch einen Bruchteil wert. Die Zahlen standen noch in den Sparbüchern, aber sie bezogen sich auf eine Ordnung, die es nicht mehr gab.

An dieser Stelle muss eine berechtigte Sorge ausgesprochen werden. Wer jahrzehntelang gespart hat, für das Alter, für die Kinder, für ein Haus, könnte sich um seine Lebensleistung betrogen fühlen. Der Nachbar, der nie gespart hat, steht jetzt genauso da. Das ist ein ernstes Gefühl, und es verdient Respekt.

Die Antwort darauf lautet: Wofür wurde gespart? Für Sicherheit im Alter, für eine gute Ausbildung der Kinder, für ein Dach über dem Kopf, für Hilfe im Krankheitsfall. All das ist nun gesichert – nicht als Rest eines Sparguthabens, das durch Inflation, Börsenkrisen oder eine lange Pflegebedürftigkeit aufgezehrt werden kann, sondern dauerhaft und bedingungslos. Das Ziel des Sparens ist erreicht, nur auf anderem Weg. Und wer gespart hat, um seinen Kindern etwas zu hinterlassen, hinterlässt ihnen nun etwas Besseres: eine Welt, in der sie sich um ihre Existenz nicht mehr sorgen müssen.

Auf der anderen Seite stehen die Verschuldeten. Rund 5,7 Millionen Menschen in Deutschland gelten als überschuldet (Creditreform, 2025), viele davon durch Krankheit, Arbeitslosigkeit oder Trennung. Für sie endet mit dem Übergang eine oft jahrelange Not.

Was aus den Menschen im Finanzwesen wird

Hunderttausende Menschen arbeiten heute in Banken, Versicherungen, Steuerverwaltungen und Buchhaltungen. Ihre Arbeit fällt in der bisherigen Form weg. Aber ihre Fähigkeiten bleiben gefragt.

Wer mit Zahlen, Datenbanken und komplexen Abläufen umgehen kann, wird gebraucht, um die Koordination von Bedarf und Produktion zu organisieren. Die Informatikerinnen, die heute Handelssysteme für Börsen programmieren, könnten Systeme für Logistik und

Ressourcenverteilung entwickeln. Wer Menschen beraten kann, wie Thomas Kessler, wird überall gebraucht, wo Aufgaben verteilt und Konflikte gelöst werden müssen. Und manche werden, wie Kessler, endlich das tun, was sie immer tun wollten.

Auch die Gebäude bleiben. Banktürme, Versicherungszentralen und Finanzämter können zu Wohnungen, Schulen, Werkstätten oder Kulturorten werden. Ein Vorbild gibt es bereits: Die frühere Warenbörse in Paris, die Bourse de Commerce, ist heute ein Museum für zeitgenössische Kunst.

Der Sozialstaat hat seine Aufgabe erfüllt

In den 1880er-Jahren führte das Deutsche Reich unter Otto von Bismarck die Kranken-, Unfall- und Rentenversicherung ein. 1927 kam die Arbeitslosenversicherung hinzu. Diese Einrichtungen gehören zu den großen Errungenschaften der europäischen Geschichte. Sie haben Millionen Menschen vor dem Absturz in die Armut bewahrt, die soziale Marktwirtschaft erst möglich gemacht und weltweit Nachahmer gefunden.

Ihr Prinzip war, die Risiken der Lohnarbeit abzufedern: Krankheit, Unfall, Alter und den Verlust der Arbeit. Wer nicht mehr arbeiten konnte, sollte nicht ins Bodenlose fallen. Dafür wurde ein großes System aus Beiträgen, Ansprüchen, Prüfungen und Bescheiden aufgebaut.

Nach dem Übergang ist dieses Ziel auf direktem Weg erreicht. Jeder Mensch ist versorgt, vom ersten bis zum letzten Tag seines Lebens, unabhängig davon, ob er arbeitet, krank ist oder alt. Die Versicherungen müssen nicht abgeschafft werden – sie haben ihre Aufgabe erfüllt. Was entfällt, ist der Verwaltungsaufwand: die Anträge, die Nachweise, die Bescheide und die Sorge, ob der Antrag bewilligt wird. Die Menschen, die heute in den Sozialverwaltungen arbeiten, können ihre Erfahrung dort einbringen, wo sie am meisten zählt: in der Beratung und Begleitung von Menschen, die Hilfe brauchen.

Das hat Folgen, die weit über die Verwaltung hinausreichen. In vielen Ländern der Welt bekommen Menschen Kinder auch deshalb, weil diese sie im Alter versorgen sollen. Fällt dieser Grund weg, wird die Entscheidung für Kinder freier. Universitäten, Theater und Museen müssen nicht mehr um Steuergelder oder Sponsoren werben. Bildung und Kultur werden zu Gemeingütern, die allen offenstehen.

Arbeit, die wieder den Menschen gehört

Am Ende steht die Frage, was Arbeit für die Menschen bedeutet, wenn sie nicht mehr dem Lebensunterhalt dient.

Die Motivationsforschung gibt eine klare Richtung vor. Menschen arbeiten am liebsten, wenn sie selbst entscheiden können, ihre Fähigkeiten einsetzen und sich mit anderen verbunden fühlen (Ryan & Deci, 2000). Finanzielle Anreize können diese innere Motivation sogar schwächen (Frey & Jegen, 2001). Wer einmal erlebt hat, mit welcher Hingabe Jule ihre Sahnerosetten spritzt, versteht, was gemeint ist.

Man sollte das nicht romantisieren. Nicht jede Arbeit wird zur Leidenschaft. Viele Menschen werden weiterhin aus Pflichtgefühl, aus Gewohnheit und wegen der Kolleginnen und Kollegen zur Arbeit gehen. Das ist nichts Schlechtes. Wir verlassen auch heute das Haus morgens nicht, weil wir ans Geld denken, sondern weil es unser Alltag ist und weil wir wissen, dass andere sich auf uns verlassen.

Was sich ändert, ist der Hintergrund. Die Angst fällt weg: die Angst vor der Kündigung, vor der nächsten Mieterhöhung, vor dem Rentenbescheid. Dass diese Angst krank macht, ist gut belegt. Im finnischen Grundeinkommensversuch berichteten die Teilnehmer über weniger Stress und mehr Vertrauen in die Zukunft (Kela, 2020).

Sicherheit war immer das eigentliche Versprechen von Arbeit, Geld und Sozialstaat. Nach dem Übergang ist sie nicht mehr deren Ergebnis, sondern ihre Voraussetzung.

Das Wichtigste in Kürze

- Ein großer Teil der heutigen Arbeit dient der Abwicklung von Zahlungen und dem Wettbewerb. Er entfällt. Die verbleibende Arbeit kann auf mehr Menschen mit weniger Stunden verteilt werden – nach Neigung statt nach Einkommen.
- Schulden und Guthaben verlieren ihre Funktion. Wer gespart hat, verliert das Guthaben, aber nicht das Ziel: Sicherheit im Alter und für die Familie ist für alle gesichert.
- Die Menschen im Finanzwesen bringen ihre Fähigkeiten in die Koordination der Versorgung ein. Banken und Ämter werden zu Wohnungen, Schulen und Kulturorten.
- Der Sozialstaat hat seine historische Aufgabe erfüllt. Sicherheit ist nicht mehr das Ergebnis von Arbeit, sondern ihre Voraussetzung.

Zum Inhaltsverzeichnis

12. Unternehmen, Eigentum und Macht

Der Greifarm

Der Greifarm griff zum dritten Mal daneben. Statt des Wasserglases auf dem Nachttisch erwischte er die Brille, die daneben lag, und schob sie über die Kante.

„Stopp“, sagte Jonas. Der Arm hielt mitten in der Bewegung inne.

Sabine hob die Brille auf und setzte sich wieder auf die Bettkante des Versuchsbetts. Sie arbeitete seit zwanzig Jahren als Krankenpflegerin auf einer geriatrischen Station und kam zweimal in der Woche nach ihrer Schicht in die alte Getriebehalle, um dem Team zu sagen, was in einem echten Pflegezimmer funktionierte und was nicht.

„Das Problem ist nicht der Arm“, sagte sie. „Das Problem ist, dass auf einem echten Nachttisch immer zu viel liegt. Brille, Taschentücher, das Foto vom Enkel, drei Medikamentendosen. Euer Roboter denkt, ein Nachttisch ist aufgeräumt.“

Jonas nickte und tippte eine Notiz in das Tablet. Neben ihm saß Kenji, ein pensionierter Ingenieur aus Osaka, der seit zwei Monaten über eine Videoverbindung an dem Projekt mitarbeitete, weil er dreißig Jahre lang Industrieroboter gebaut hatte und nicht wusste, was er mit seiner Zeit anfangen sollte. Auf dem großen Bildschirm schlug der KI-Assistent bereits drei Varianten für eine bessere Objekterkennung vor.

„Die zweite ist gut“, sagte Kenji. „Aber der Greifer muss weicher werden. Sonst zerdrückt er das Foto.“

* * *

Ein Jahr zuvor hatte hier noch eine Getriebelinie gestanden. Als die Nachfrage nach Neuwagen nach dem Stichtag einbrach, hatte die Belegschaft drei Wochen lang beraten, was man mit den Maschinen, den Ingenieuren und den zwölf ratlosen Controllern anfangen sollte. Es war Sabine gewesen, die beim Abendessen gesagt hatte: „In der Pflege fehlen überall Hände. Ihr baut doch Maschinen, die präzise greifen können.“

Jonas leitete das Projekt jetzt. Er hatte noch nie etwas geleitet, das nicht in Tabellen gemessen wurde. Am Anfang hatte er jeden Abend Excel-Listen geführt, aus Gewohnheit. Inzwischen führte er nur noch eine: Welche Pflegeheime haben sich gemeldet, und was brauchen sie am dringendsten?

Der Inhaber des Werks, ein Mann aus der dritten Generation der Gründerfamilie, kam gelegentlich vorbei. Er hatte das Unternehmen behalten, aber er musste keinen Aktionären mehr Rechenschaft ablegen. „Mein Großvater hat Pumpen für Bergwerke gebaut“, hatte er Jonas einmal erzählt. „Mein Vater Getriebe. Ich wollte immer etwas bauen, das Menschen direkt hilft. Ich dachte, das kann ich mir nicht leisten.“

* * *

Am Abend veröffentlichte das Team die neuen Konstruktionspläne für den Greifer in der offenen Datenbank, wie jede Woche. Früher hätte die Patentabteilung so etwas niemals zugelassen. Die Patentabteilung gab es nicht mehr. Zwei ihrer Juristinnen arbeiteten jetzt in der Rechtsberatung der Koordinationsstelle, eine dritte im Team und kümmerte sich um die Sicherheitsnormen.

Am nächsten Morgen fand Jonas eine Nachricht aus Hanoi. Ein Team an der Universität hatte den Greifer nachgebaut und ihn so verändert, dass er aus Teilen gefertigt werden konnte, die in jedem 3D-Drucker herzustellen waren. Ihr Vorschlag war besser als der eigene.

Jonas leitete die Nachricht an Kenji weiter. Die Antwort kam nach einer Minute: „Großartig. Wir übernehmen das."

Auf dem Parkplatz traf er Bernd aus der Montage, der im ersten Monat nach dem Stichtag einen Porsche vom Autohaus an der Bundesstraße geholt hatte. Heute kam er wieder mit seinem alten Kombi.

„Was ist mit dem Porsche?", fragte Jonas.

Bernd zuckte mit den Schultern. „Zurückgebracht. Macht keinen Spaß, wenn sich keiner mehr umdreht."

* * *

Vom Getriebe zum Pflegeroboter

Jonas' Werk hat etwas getan, was Unternehmen in der Geschichte immer wieder getan haben: Es hat sich neu erfunden. Aus einem Getriebewerk wurde ein Entwicklungszentrum für Pflegeroboter. Neu ist, wie es geschieht. Nicht weil ein Markt das verlangt, sondern weil Menschen in der Pflege Hilfe brauchen. Nicht hinter Patenten, sondern offen, mit einem Rentner in Osaka und einem Team in Hanoi. Und nicht auf Kosten der Eigentümerfamilie, sondern mit ihr.

Dieses Kapitel fragt, was aus Eigentum, Unternehmertum, Status und Fortschritt wird, wenn der Markt nicht mehr den Takt vorgibt.

Was aus dem Eigentum wird

Eigentum ist so alt, dass es uns wie ein Naturgesetz erscheint. Doch während des größten Teils der Menschheitsgeschichte wurden Land, Wasser und Wälder gemeinschaftlich genutzt. Erst mit der Sesshaftigkeit entstand das ausschließliche Eigentum an Boden, und erst im 17. Jahrhundert hat John Locke es philosophisch begründet (Locke, 2008).

Eigentum an einem Unternehmen hat heute zwei Seiten. Die eine ist das Recht, zu gestalten: zu entscheiden, was hergestellt wird, wie gearbeitet wird und wohin sich der Betrieb entwickelt. Die andere ist das Recht auf den Ertrag: auf Gewinne, Dividenden und den Erlös, wenn man das Unternehmen verkauft.

Nach dem Übergang verliert die zweite Seite ihre Bedeutung, denn Erträge in Geld werden nicht mehr gebraucht. Die erste Seite aber bleibt. Niemand wird enteignet. Der Inhaber von Jonas' Werk führt sein Unternehmen weiter. Er muss nur keinen Aktionären mehr Rechenschaft über Renditen ablegen und kann es endlich so führen, wie er es immer wollte.

Für die Zukunft des Eigentums zeichnen sich drei Formen ab, die nebeneinander bestehen können.

Das gestaltende Eigentum: Die bisherigen Eigentümer und Gründer führen ihr Unternehmen weiter, nun aber frei vom Druck der Kapitalmärkte. So wird es in vielen Familienbetrieben sein.

Das Verantwortungseigentum: Das Unternehmen gehört gewissermaßen sich selbst. Es wird nicht verkauft oder vererbt wie eine Ware, sondern von denen weitergeführt, die Verantwortung tragen und die nötige Kompetenz haben. Heute bedeutet das vor allem, dass Gewinne im Unternehmen bleiben und niemand es an den Meistbietenden verkaufen kann. Das ist keine Erfindung dieses Buches. Bosch und Zeiss gehören seit Jahrzehnten weitgehend Stiftungen. Und in Deutschland fordern Hunderte Unternehmen, darunter bekannte Mittelständler, seit Jahren eine eigene Rechtsform für solche Unternehmen: die „Gesellschaft mit gebundenem Vermögen“ (Anger, Brors, & Greive, 2024). Die unternehmerische Praxis selbst drängt also darauf, den Zweck eines Unternehmens über die Rendite zu stellen. Nach dem Übergang, wenn es keine Gewinne und keine Verkaufspreise mehr gibt, bleibt der Kern dieser Idee bestehen: Hallen, Maschinen und das Wissen der Belegschaft bleiben dauerhaft dem Zweck des Unternehmens gewidmet und werden nicht zerschlagen oder zweckentfremdet.

Das gemeinschaftliche Eigentum: Manche Produktionsstätten werden zu Knoten in einem offenen Netzwerk, ähnlich wie Wikipedia oder große Open-Source-Projekte. Sie werden von den Beschäftigten und den Menschen, die auf sie angewiesen sind, gemeinsam getragen.

Gemeingüter entstehen in diesem Verständnis nicht durch Verstaatlichung, sondern dort, wo das Recht, andere auszuschließen, seinen praktischen Sinn verliert.

Das gilt auch für das Wohnen. Die eigene Wohnung bleibt die eigene Wohnung. Niemand muss Räume teilen, die er nicht teilen möchte. Im Gegenteil: Wenn Wohnraum kein Spekulationsobjekt mehr ist, wird niemand mehr wegen einer Mieterhöhung oder einer Eigenbedarfskündigung aus seinem Zuhause verdrängt. Die Privatsphäre wird sicherer, nicht unsicherer.

Bleiben die knappen Güter, von denen in Kapitel 10 die Rede war: das Haus am See, die Altbauwohnung in bester Lage. Für sie braucht es Regeln, die vor Ort demokratisch festgelegt werden – nach Bedarf, im Wechsel oder notfalls durch das Los. Wer heute ein

solches Haus bewohnt, wird nicht vertrieben. Aber wenn es frei wird, entscheidet nicht mehr das Vermögen darüber, wer einzieht.

Die neue Rolle der Unternehmer

Was bleibt von der Rolle der Unternehmerin und des Unternehmers? Fast alles, was sie ausmacht.

Das Wissen über Produktion, Organisation, Logistik und Technik wird dringender gebraucht als je zuvor. Nur das Ziel ändert sich. Statt Marktanteile zu erobern und Kosten zu senken, geht es darum, gute, langlebige, reparierbare Produkte herzustellen und dabei möglichst wenig Material und Energie zu verbrauchen.

Auch Führung verändert sich. Sie beruht nicht mehr auf Boni und der Drohung mit der Kündigung, sondern auf Kompetenz, Vertrauen und der Fähigkeit, Menschen für eine gemeinsame Aufgabe zu begeistern. Wer gute Ideen hat, Konflikte lösen kann und das Gemeinwohl im Blick behält, wird weiterhin Einfluss haben und Anerkennung finden. Die Rolle von Unternehmern wird damit wieder dem ähnlicher, was der ehrbare Kaufmann aus Kapitel 2 verkörperte.

Viele Ausgaben, die heute zum Unternehmerleben gehören, verlieren ihren Sinn. Repräsentation, teure Dienstwagen, Messestände und Geschäftsessen dienen heute oft weniger dem eigenen Vergnügen als der Sicherung von Aufträgen. Wer keine Aufträge mehr gewinnen muss, braucht sie nicht. Und das Verhältnis zwischen Unternehmensleitung und Belegschaft verliert seinen alten Gegensatz: Niemand muss mehr Löhne drücken, und niemand muss mehr um höhere Löhne kämpfen.

Luxus, Status und der Champagner

Bernd hat seinen Porsche zurückgebracht. „Macht keinen Spaß, wenn sich keiner mehr umdreht."

Der Ökonom Thorstein Veblen hat schon 1899 beschrieben, was dahintersteckt (Veblen, 1899). Viele Luxusgüter werden nicht gekauft, weil sie besonders nützlich sind, sondern weil sie teuer sind. Ihr Preis zeigt allen, dass man ihn sich leisten kann. Bei manchen Gütern steigt die Nachfrage sogar, wenn der Preis steigt. Eine Rolex ist nicht in erster Linie ein besserer Zeitmesser, sondern ein sichtbarer Beweis für Wohlstand.

Fällt der Preis weg, verliert dieses Signal seine Kraft. Ein Sportwagen ist dann ein Auto, eine Luxusuhr eine Uhr. Wer heute vor dem Champagnerregal steht, tut das oft auch deshalb, weil er sich die Flaschen nicht leisten kann. Ohne Preisschilder würden die meisten Menschen vermutlich weitergehen – zu dem Sekt, der ihnen ohnehin besser schmeckt. Die wenigen Flaschen Champagner blieben dann den wahren Kennern.

Das bedeutet nicht, dass niemand mehr schöne Dinge schätzt. Es wird weiterhin Menschen geben, die sich für meisterhaftes Handwerk, besondere Weine oder kühne Architektur begeistern. Der Unterschied ist, dass diese Dinge nicht mehr als Zeichen

gesellschaftlicher Überlegenheit dienen. Und auch Werbung, deren Aufgabe es heute oft ist, neue Wünsche zu wecken, verliert ihren Zweck.

Macht ohne Geld

Endet mit dem Geld auch die Macht? Nein. Aber eine bestimmte Form von Macht verliert ihre Grundlage: die Macht, die aus Geld entsteht und aus der Kontrolle über den Zugang zu dem, was Menschen zum Leben brauchen.

Am deutlichsten zeigt sich das beim Lobbyismus. Er ist in der heutigen Wirtschaft kein moralisches Versagen Einzelner, sondern eine nachvollziehbare Strategie: Wer mit politischen Entscheidungen viel Geld gewinnen oder verlieren kann, versucht, sie zu beeinflussen. Nach dem Übergang fehlt dieses Motiv. Niemand hat mehr einen finanziellen Grund, ein Patent zurückzuhalten, ein Monopol zu verteidigen oder Umweltauflagen zu verwässern.

Neue Formen der Macht werden entstehen, vor allem durch die Kontrolle über Informationen und digitale Infrastruktur. Wie man sich dagegen schützt, hat Kapitel 7 beschrieben. Der beste Schutz bleibt eine wache, informierte Bevölkerung, die weiß, dass sie ihre Verhältnisse gemeinsam gestalten kann.

Fortschritt ohne Marktdruck

Einer der stärksten Einwände gegen eine Wirtschaft ohne Markt lautet: Ohne Wettbewerb gibt es keine Innovation. Hayek nannte den Wettbewerb ein „Entdeckungsverfahren“, wie wir in Kapitel 7 gesehen haben.

Zur Ehrlichkeit gehört, dass der Wettbewerb tatsächlich gewaltige Innovationen hervorgebracht hat. Das Smartphone, das Elektroauto und die mRNA-Impfstoffe wären ohne Unternehmen, die etwas wagen und daran verdienen wollten, wohl nicht so schnell entstanden. Aber auch dieses Bild hat eine zweite Seite. Die mRNA-Impfstoffe beruhen auf Jahrzehnten öffentlich finanzierter Grundlagenforschung, für die Katalin Karikó und Drew Weissman 2023 den Nobelpreis für Medizin erhielten. Und der Markt lässt Lücken, wo sich Forschung nicht rechnet. Seit 2017 wurden nur zwölf neue Antibiotika zugelassen, zehn davon aus bereits bekannten Wirkstoffklassen – obwohl resistente Keime nach Schätzungen der Weltgesundheitsorganisation allein 2019 weltweit 1,27 Millionen Todesfälle direkt verursacht haben. Viele Pharmaunternehmen ziehen sich aus der Entwicklung zurück, weil sich neue Antibiotika, die man möglichst sparsam einsetzen soll, schlecht verkaufen lassen (DZIF, 2024).

Dass Entdeckung auch ohne Wettbewerb gelingt, zeigen andere Beispiele. Das Betriebssystem Linux, auf dem heute ein großer Teil des Internets läuft, wird von Tausenden Freiwilligen und Unternehmen gemeinsam entwickelt. Wikipedia ist größer als jede Enzyklopädie, die je verkauft wurde. Die Wissenschaft lebt seit Jahrhunderten davon, dass Erkenntnisse veröffentlicht und von anderen weitergeführt werden.

Die Motivationsforschung bestätigt das. Neugier, Sinn und der Wunsch, etwas gut zu machen, führen langfristig zu besseren und kreativeren Ergebnissen als finanzieller Druck (Ryan & Deci, 2000). Wenn der Zwang wegfällt, dass jede Idee sich verkaufen muss, wird mehr möglich, nicht weniger: Ideen, die bisher in der Schublade lagen, weil sie nicht rentabel waren, können verwirklicht werden. Und Wissen, das bisher hinter Patenten verschlossen war, steht allen zur Verfügung – so wie die Konstruktionspläne des Greifarms, die über Nacht in Hanoi verbessert wurden.

Mensch und KI als Partner

Es gibt noch eine weitere Entwicklung, die die Frage nach dem Fortschritt in neuem Licht erscheinen lässt: Fortschritt entsteht heute zunehmend in der Zusammenarbeit von Menschen und künstlicher Intelligenz.

Das eindrucksvollste Beispiel kommt aus der Biologie. Jahrzehntelang war es eine der schwierigsten Aufgaben der Wissenschaft, die räumliche Struktur von Proteinen zu bestimmen, also der Bausteine, aus denen alles Leben besteht. Für ein einziges Protein brauchte ein Forschungsteam oft Jahre. Das KI-System AlphaFold hat die Strukturen von über 200 Millionen Proteinen vorhergesagt (Jumper et al., 2021). Die Ergebnisse stehen Forschenden auf der ganzen Welt kostenlos zur Verfügung und beschleunigen die Entwicklung von Medikamenten und Impfstoffen. 2024 wurde diese Arbeit mit dem Nobelpreis für Chemie ausgezeichnet.

Schon vorher hatte sich gezeigt, wie fruchtbar die Verbindung von menschlicher Intuition und Rechenkraft sein kann. 2011 lösten Spielerinnen und Spieler des Online-Spiels „Foldit“ in drei Wochen die Struktur eines Enzyms, an dem Wissenschaftler über ein Jahrzehnt gescheitert waren (Khatib et al., 2011). Viele von ihnen hatten keine wissenschaftliche Ausbildung. Sie brachten etwas ein, das den Computern fehlte: räumliches Vorstellungsvermögen und Freude am Knobeln.

Für eine Wirtschaft ohne Marktdruck ist diese Entwicklung aus zwei Gründen bedeutsam.

Erstens senkt die KI die Hürden für Erfindungen. Wer früher eine neue Maschine entwickeln wollte, brauchte ein großes Team, teure Labore und meist Investoren, die eine Rendite erwarteten. Heute kann ein kleines Team mit einem KI-Assistenten Entwürfe durchrechnen, Varianten vergleichen und Fehler finden, wofür früher Monate nötig waren. Entscheidend ist dann nicht mehr, ob sich Geldgeber finden, sondern ob sich Menschen finden, die eine Idee für wertvoll halten und daran mitarbeiten wollen.

Zweitens vervielfacht KI die Wirkung des Teilens. Wenn Wissen frei zugänglich ist, kann eine KI es aus allen Teilen der Welt zusammenführen, Verbindungen erkennen und Vorschläge machen, auf die ein einzelnes Team nie gekommen wäre. Der Greifarm in Jonas' Werk entsteht aus der Erfahrung einer Altenpflegerin, dem Wissen eines Ingenieurs in Osaka, der Kreativität eines Teams in Hanoi und den Vorschlägen eines KI-Assistenten. Keiner von ihnen hätte ihn allein so gut bauen können.

Auch hier gehört die Ehrlichkeit dazu. Die heutige KI-Entwicklung wird zum großen Teil von privaten Unternehmen und gewaltigen Investitionen vorangetrieben. AlphaFold wurde von einer Tochterfirma eines der größten Technologiekonzerne der Welt entwickelt. Marktbefürworter werden zu Recht darauf hinweisen. Aber gerade dieses Beispiel zeigt, dass der größte Nutzen dort entstand, wo die Ergebnisse geteilt wurden. Die Technologie selbst ist neutral. Ob sie dem Wettbewerb dient oder der Zusammenarbeit, hängt davon ab, wie wir sie einsetzen. Damit sie der Zusammenarbeit dient, braucht es offene Modelle, offene Daten und die demokratische Kontrolle, von der Kapitel 7 handelt.

Fortschritt wäre dann nicht mehr das Ergebnis eines Wettlaufs, bei dem einer gewinnt und die anderen verlieren. Er wäre die gemeinsame Leistung von Menschen und Maschinen, an der alle teilhaben.

Das Wichtigste in Kürze

- Eigentum verliert seine Ertragsfunktion, aber nicht seine Gestaltungsfunktion. Niemand wird enteignet. Neben das gestaltende Eigentum treten Verantwortungseigentum, wie bei Bosch und Zeiss, und gemeinschaftliches Eigentum.
- Unternehmer bleiben unverzichtbar. Ihr Wissen dient nun guten, langlebigen Produkten statt Marktanteilen. Führung beruht auf Kompetenz und Vertrauen.
- Luxus verliert seine Funktion als Statussymbol. Mit dem Geld verliert auch der Lobbyismus seinen Antrieb.
- Fortschritt entsteht auch ohne Marktdruck – durch offene Zusammenarbeit und zunehmend durch die Partnerschaft von Mensch und KI. Damit sie allen dient, braucht es offene Modelle und offene Daten.

Zum Inhaltsverzeichnis

13. Pflege, Infrastruktur und Staat

Das Gestell

Walter war im Frühjahr auf der Treppe zur Mühle ausgerutscht. Der Oberschenkelhals war gebrochen, die Operation gut verlaufen, aber seitdem kam er ohne Rollator nicht mehr aus dem Haus. Er hasste den Rollator. Er nannte ihn „das Gestell".

An einem Donnerstagvormittag saß er in seinem Sessel am Fenster, als Marta vom Pflegedienst klingelte. Sie half ihm beim Waschen, wechselte den Verband an der Narbe, kontrollierte seine Tabletten und machte mit ihm die Übungen, die der Physiotherapeut aufgeschrieben hatte. Dann setzte sie sich zu ihm und trank einen Kaffee.

„Früher hatte ich für Sie zwölf Minuten", sagte sie. „Waschen, Tabletten, tschüss. Ich bin hier rein- und rausgerannt und habe im Auto schon den nächsten Patienten auf dem Tablet gehabt. Ihre Frau Tochter hätte mich wahrscheinlich nie zu Gesicht bekommen."

„Und jetzt?"

„Jetzt habe ich so lange, wie es dauert." Sie lächelte. „Heute dauert es offenbar einen Kaffee."

Walter erzählte ihr von der Mühle, von seinem Großvater und vom Bäcker Huber. Marta hörte zu. Sie hatte die Geschichte schon zweimal gehört. Sie sagte es nicht.

* * *

Gegen Mittag kam Anna mit Suppe. Seit sie nur noch vier Tage in der Bäckerei stand, kam sie jeden Donnerstag und Sonntag. Kurz nach ihr polterte jemand die Treppe herauf: Mira, in einer orangefarbenen Warnweste, die Haare unter einer Mütze.

„Wie siehst du denn aus?", fragte Walter.

„Müllabfuhr", sagte Mira stolz. „Einmal im Monat einen Vormittag. Ich bin hinten auf dem Wagen mitgefahren. Um sechs Uhr früh."

„Und?"

„Es stinkt. Es ist schwer. Es ist kalt." Sie zog die Weste aus. „Und Herr Yılmaz, der das seit zweiundzwanzig Jahren macht, hat mir erklärt, dass er sich zum ersten Mal nicht schämt, wenn er seinen Beruf nennt. Weil jetzt alle mal mitgefahren sind. Sogar der Bürgermeister."

Walter lachte so sehr, dass er husten musste.

* * *

Am Nachmittag brachten Jonas und Sabine einen großen Karton.

„Version sieben", sagte Jonas und baute einen schlanken Greifarm neben Walters Sessel auf. „Wir brauchen jemanden, der ihn im echten Leben testet."

„Ich bin kein Versuchskaninchen“, sagte Walter.

„Du bist der störrischste Patient, den wir kennen“, sagte Sabine. „Genau deshalb.“

Walter brummte. Aber als die anderen in der Küche waren, sah er auf den Nachttisch, wo seine Brille zwischen den Tablettendosen, einem Taschentuch und dem gerahmten Foto seiner Frau lag. Er sagte leise: „Brille.“

Der Arm surrte, schob vorsichtig das Taschentuch beiseite, umfuhr das Foto und brachte ihm die Brille.

Walter setzte sie auf und sah den Arm eine Weile an.

„Na gut“, sagte er. „Aber das Gestell schmeißt ihr trotzdem nicht weg.“

* * *

Am Abend, als alle gegangen waren, saß Anna noch eine Weile bei ihm.

„Weißt du, was das Beste ist?“, sagte Walter. „Nicht der Roboter. Nicht die Suppe.“ Er sah aus dem Fenster auf die Straße, wo Männer und Frauen von der Koordinationsstelle seit einer Woche die alten Wasserleitungen erneuerten. Jahrzehntelang hatte es geheißen, dafür sei kein Geld da. „Das Beste ist, dass keiner mehr auf die Uhr schaut.“

* * *

Wenn die Zeit wieder da ist

Walters Satz am Ende des Tages fasst zusammen, was sich in der Pflege ändern könnte: Niemand schaut mehr auf die Uhr. Marta hat Zeit für einen Kaffee, Anna für die Suppe, Mira für eine Schicht auf dem Müllwagen. Und vor dem Fenster werden Wasserleitungen erneuert, für die jahrzehntelang „kein Geld da war“.

Dieses Kapitel handelt von den Aufgaben, die eine Gesellschaft zusammenhalten: Pflege, unangenehme Arbeit, Infrastruktur, Recht und Sicherheit. Und es fragt, welche Rolle der Staat spielt, wenn er kein Geld mehr verwalten muss.

Pflege: das Fundament wird sichtbar

In Deutschland waren Ende 2023 fast 5,7 Millionen Menschen pflegebedürftig. Rund 86 Prozent von ihnen wurden zu Hause versorgt, mehr als die Hälfte aller Pflegebedürftigen allein durch Angehörige (Destatis, 2024). Dazu kommen Pflegeheime, ambulante Dienste und Krankenhäuser, in denen Hunderttausende Pflegekräfte arbeiten – und doch fehlen überall Hände.

Kaum ein Bereich zeigt die Grenzen der heutigen Wirtschaftsweise so deutlich. Menschliche Zuwendung lässt sich nicht beliebig beschleunigen. Wer einen alten Menschen wäscht, ihm zuhört und ihn beruhigt, kann das nicht doppelt so schnell tun, ohne dass etwas verloren geht. Trotzdem wird Pflege nach Minuten abgerechnet. Ambulante Dienste haben für einen Besuch oft nur wenige Minuten, Krankenhäuser werden seit 2004 über Fallpauschalen finanziert, die eine möglichst kurze Liegedauer

belohnen (Winker, 2015). Viele Pflegekräfte verlassen ihren Beruf nicht, weil sie ihn nicht mögen, sondern weil sie unter diesen Bedingungen nicht so pflegen können, wie sie es für richtig halten.

Nach dem Übergang entfällt dieser Druck. Pflege wird nicht mehr nach Minuten abgerechnet, sondern nach dem, was ein Mensch braucht. Marta hat so lange Zeit, wie es dauert. Krankenhäuser müssen sich nicht mehr rechnen. Die Frage, ob eine Station geschlossen wird, entscheidet sich danach, ob sie gebraucht wird, nicht danach, ob sie rentabel ist.

Auch die Familien gewinnen Spielraum. Wenn die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit sinkt, wie in Kapitel 11 beschrieben, haben Angehörige mehr Zeit für die Pflege. Anna kann zweimal in der Woche zu ihrem Vater fahren, Svetlana ihre Mutter versorgen. Die Grenze zwischen beruflicher und familiärer Pflege wird durchlässiger: Fachkräfte übernehmen, was Fachwissen verlangt, Familien, Nachbarn und Freiwillige ergänzen, was Zuwendung braucht.

Und die Technik kann helfen. Ein Greifarm, der eine Brille bringt, ein Hebelift, der das Umsetzen aus dem Bett erleichtert, Sensoren, die einen Sturz melden – solche Hilfen entlasten Pflegende, ohne die menschliche Begegnung zu ersetzen. In einer Wirtschaft, die nicht mehr nach Rendite fragt, werden sie dort entwickelt, wo sie gebraucht werden, wie in Jonas' Werk.

Man sollte das nicht verklären. Pflege bleibt anstrengend, körperlich wie seelisch. Es wird weiterhin gut ausgebildete Fachkräfte brauchen, und nicht jede Familie kann oder will ihre Angehörigen selbst pflegen. Aber Pflege wird nicht mehr als Kostenfaktor behandelt, sondern als das, was sie ist: das Fundament, auf dem alles andere ruht. Und weil sie heute überwiegend von Frauen geleistet wird, unbezahlt oder schlecht bezahlt, ist diese Anerkennung auch ein großer Schritt zur Gleichberechtigung.

Wer macht die Drecksarbeit?

Diese Frage hat Jonas in Kapitel 10 mit einem Fragezeichen versehen, und sie verdient eine ausführliche Antwort. Heute werden viele schwere, schmutzige und gefährliche Arbeiten von Menschen erledigt, die keine andere Wahl haben: im Niedriglohnsektor, oft mit wenig Anerkennung, häufig von Zugewanderten. Fällt der Zwang zur Lohnarbeit weg, fällt auch diese Form der Zuweisung weg. Was dann?

Die Antwort hat drei Teile.

Erstens weniger solcher Arbeit. Wenn Produkte langlebig und reparierbar sind, entsteht weniger Müll. Wenn weniger transportiert wird, gibt es weniger Lagerarbeit. Ein großer Teil der unangenehmen Arbeit hängt an der Menge dessen, was produziert und weggeworfen wird.

Zweitens mehr Maschinen. Viele Arbeiten könnten schon heute automatisiert werden. Es geschieht oft nicht, weil billige Arbeitskraft kurzfristig günstiger ist als eine teure

Maschine, und weil Beschäftigte zu Recht fürchten, ihren Arbeitsplatz zu verlieren. Beide Gründe entfallen. Automatisierung wird nicht mehr gefürchtet, sondern begrüßt.

Drittens geteilte Verantwortung. Was weder vermieden noch automatisiert werden kann, wird auf viele Schultern verteilt. Mira fährt einmal im Monat auf dem Müllwagen mit, der Bürgermeister auch. Für Herrn Yılmaz, der diese Arbeit seit zweiundzwanzig Jahren macht, bedeutet das nicht nur Entlastung, sondern auch Anerkennung. Solche Wechselsysteme kennen wir aus dem Ehrenamt, aus Wohngemeinschaften und aus Genossenschaften. Ob sie auf Dauer und in großem Maßstab tragen, muss sich zeigen. Wo sie nicht reichen, werden Gemeinschaften neue Lösungen finden müssen – etwa kürzere Schichten oder besondere Formen der Anerkennung für die, die solche Aufgaben übernehmen.

Infrastruktur nach Bedarf

Vor Walters Fenster werden Wasserleitungen erneuert. Auch das ist kein Zufall der Erzählung. Allein bei den deutschen Kommunen hat sich über Jahre ein Investitionsrückstand von rund 231 Milliarden Euro angesammelt (KfW, 2026): marode Schulen, sanierungsbedürftige Brücken, alte Leitungen, fehlende Radwege. Der Grund war fast immer derselbe: Dafür ist kein Geld da.

Nach dem Übergang lautet die Frage anders: Sind Material, Maschinen und Menschen da, die die Arbeit tun können? Meist lautet die Antwort ja. Der Beton wird geliefert, weil er gebraucht wird. Die Bauarbeiter arbeiten, weil sie die Schule ihrer eigenen Kinder sanieren. Und die regionale Koordinationsstelle – wie die im alten Rathaus, in der Thomas Kessler arbeitet – stimmt ab, was zuerst kommt.

Viele Entscheidungen über Infrastruktur können vor Ort getroffen werden. Gemeinden wissen meist besser als ferne Zentralen, ob sie eher ein Ärztehaus, eine neue Buslinie oder eine Schulsanierung brauchen. Größere Vorhaben, etwa Stromnetze, Bahnstrecken oder Krankenhäuser mit besonderen Fachabteilungen, brauchen überregionale Abstimmung. Die digitalen Werkzeuge aus Kapitel 7 können dabei helfen, Material, Fachleute und Maschinen dorthin zu lenken, wo sie gebraucht werden, ohne dass es eine zentrale Planbehörde braucht. Gebraucht werden dafür Menschen, die solche Projekte organisieren und andere dafür gewinnen können. Ihre Macht beruht dann nicht mehr auf Geld, sondern auf Kompetenz und Vertrauen.

Manche Großprojekte von heute werden dagegen an Bedeutung verlieren. Ein großer Teil des Güterverkehrs entsteht, weil Waren dort hergestellt werden, wo es am billigsten ist. Wenn die Kosten keine Rolle mehr spielen, kann vieles wieder in der Region hergestellt werden, wo es ökologisch und technisch sinnvoll ist.

Der Staat: vom Kassenwart zum Koordinator

Was wird aus dem Staat? Ein erheblicher Teil seiner heutigen Arbeit hängt am Geld: Steuern erheben, Sozialleistungen berechnen und auszahlen, Subventionen verteilen, Haushalte aufstellen und Schulden verwalten. Diese Aufgaben entfallen.

Andere Aufgaben bleiben und werden wichtiger. Der Staat bleibt der Ort, an dem eine Gesellschaft demokratisch über ihre gemeinsamen Angelegenheiten entscheidet. Er schützt die Grundrechte, sorgt für Recht und Sicherheit, setzt ökologische Grenzen und hält die Infrastruktur instand. Wer heute fürchtet, eine Wirtschaft ohne Markt brauche einen allmächtigen Staat, kann beruhigt sein: Das Gegenteil ist der Fall. Der Staat muss nicht mehr umverteilen, also muss er auch weniger kontrollieren.

Viele Verwaltungen, die heute Finanzströme lenken, könnten zu Koordinationsstellen werden, die Bedarf erfassen, Ungleichgewichte ausgleichen und Projekte organisieren. Vieles wird sich auf die Ebene der Gemeinden und Regionen verlagern, wo die Menschen ihre Verhältnisse am besten kennen. Der Rechtsstaat aber bleibt, mit unabhängigen Gerichten, demokratischen Wahlen und dem Schutz der Minderheiten. Er ist eine Errungenschaft, die keine Wirtschaftsordnung ersetzen kann.

Recht und Sicherheit

Ein großer Teil der heutigen Kriminalität hängt mit Geld und Eigentum zusammen. Nach der Polizeilichen Kriminalstatistik machten Diebstahl und Betrug im Jahr 2025 zusammen rund 45 Prozent aller erfassten Straftaten aus (Bundeskriminalamt, 2026). Hinzu kommen Steuerhinterziehung, Geldwäsche und große Teile der organisierten Kriminalität. Viele dieser Taten verlieren nach dem Übergang ihren Gegenstand. Wer alles bekommen kann, was er braucht, muss nicht stehlen. Wo es kein Geld gibt, kann niemand betrogen werden.

Andere Konflikte bleiben. Eifersucht, Streit, psychische Krisen, Gewalt und Machtmissbrauch gehören zum menschlichen Zusammenleben und werden nicht verschwinden. Eine Gesellschaft braucht weiterhin Schutz vor Gewalt, und dafür braucht sie auch künftig Polizei und Gerichte.

Was sich verändern kann, ist die Art der Reaktion. Schon heute kennt das deutsche Recht den Täter-Opfer-Ausgleich, bei dem Täter und Geschädigte gemeinsam nach einer Wiedergutmachung suchen. In Neuseeland ist ein solches Verfahren seit 1989 der Regelweg im Jugendstrafrecht. Prävention, Mediation, Therapie und Wiedergutmachung können mehr Gewicht bekommen, wenn weniger Taten aus Not entstehen. Das Ziel bleibt dasselbe: Menschen zu schützen und Unrecht aufzuarbeiten.

Heimat, Grenzen und Migration

Menschen fühlen sich ihrer Region, ihrer Sprache und ihrer Geschichte verbunden. Daran ändert sich nichts, und es gibt keinen Grund, daran etwas ändern zu wollen. Heimat bleibt Heimat.

Was sich ändert, ist die wirtschaftliche Bedeutung von Grenzen. Heute schützen sie auch Märkte, Arbeitsplätze und Sozialsysteme. Nach dem Übergang verlieren sie diese Funktion, weil es keine Märkte und keine Löhne mehr zu schützen gibt.

Das hat Folgen für die Migration. Viele Menschen verlassen heute ihre Heimat nicht freiwillig, sondern wegen Armut, fehlender Perspektiven, Krieg oder ökologischer Zerstörung. Wenn die Versorgung weltweit gesichert ist, verlieren zumindest die wirtschaftlichen Gründe an Gewicht. Migration wird es weiterhin geben, aus Neugier, Liebe, Abenteuerlust oder dem Wunsch, für eine Weile anderswo zu leben und zu helfen. Aber sie wird seltener aus Not geschehen. Dass es auch dann Spannungen zwischen Kulturen geben kann, soll nicht verschwiegen werden. Doch Spannungen, die nicht mehr durch Konkurrenz um Arbeitsplätze und Wohnungen verschärft werden, sind leichter zu lösen.

Krieg und Frieden

Als Dwight D. Eisenhower 1961 sein Amt als Präsident der Vereinigten Staaten abgab, warnte er in seiner Abschiedsrede vor dem wachsenden Einfluss des „militärisch-industriellen Komplexes“. Er wusste, wovon er sprach: Er war im Zweiten Weltkrieg Oberbefehlshaber der Alliierten in Europa gewesen. Seine Sorge war, dass eine mächtige Rüstungsindustrie ein Eigeninteresse an Aufrüstung entwickelt.

Nach dem Übergang lässt sich mit Waffen kein Geld mehr verdienen. Es gibt keine Absatzmärkte mehr zu erobern, keine Rohstoffquellen, die man besitzen muss, um sie zu verkaufen, keine Handelswege, die man kontrollieren muss. Damit verlieren viele wirtschaftliche Antriebe für Konflikte ihre Grundlage. Rüstungsbetriebe können, wie Jonas' Getriebewerk, ihr Können für andere Aufgaben einsetzen.

Zur Ehrlichkeit gehört aber: Nicht jeder Krieg hat wirtschaftliche Ursachen. Kriege werden auch aus Machtstreben, Ideologie, Nationalismus oder religiösem Eifer geführt. Eine Welt ohne Markt garantiert keinen Frieden, und auch sie braucht Schutz vor Gewalt. Gerade deshalb kann der Übergang nur gelingen, wenn ihn wirklich alle Staaten gemeinsam gehen.

Was bleibt, ist die begründete Hoffnung, dass eine Welt, in der niemand mehr durch Krieg reicher werden kann und alle versorgt sind, eine friedlichere Welt sein wird.

Das Wichtigste in Kürze

- Pflege wird nicht mehr nach Minuten abgerechnet, sondern nach Bedarf. Fachkräfte, Familien und Technik ergänzen sich. Pflege wird als Fundament der Gesellschaft anerkannt.
- Unangenehme Arbeit wird weniger, stärker automatisiert und auf viele Schultern verteilt. Ob das auf Dauer reicht, muss sich zeigen.
- Infrastruktur wird gebaut, wenn Material und Menschen da sind – nicht erst, wenn Geld da ist. Der Staat wird vom Kassenwart zum Koordinator, der Rechtsstaat bleibt.

- Viele Straftaten und wirtschaftliche Kriegsursachen verlieren ihre Grundlage. Schutz vor Gewalt bleibt nötig.

Zum Inhaltsverzeichnis

Teil V – Die Welt

14. Gegenseitigkeit statt Gefälle

Die Bäume unter der Erde

Mira hatte sich das Aufforsten anders vorgestellt. Sie hatte an Setzlinge gedacht, an lange Reihen junger Bäume, an Wasserkanister und an Fotos, die sie Anna schicken würde. Stattdessen kniete sie am dritten Tag im Ferlo, im Norden Senegals, in der roten Erde und schnitt mit einer Gartenschere an einem Busch herum, der aussah wie Gestrüpp.

„Nicht so“, sagte Aminata und nahm ihr die Schere aus der Hand. „Du lässt die drei kräftigsten Triebe stehen. Die anderen schneidest du ab. Siehst du?“ Sie zeigte auf den Boden. „Das ist kein Busch. Das ist ein Baum, der seit zwanzig Jahren versucht, wieder ein Baum zu werden. Die Wurzeln sind noch da. Jedes Jahr kommen die Ziegen und fressen ihn ab. Wir müssen ihm nur helfen.“

Aminata war Agrarwissenschaftlerin und hatte in Dakar und Montpellier studiert. Sie koordinierte die Arbeit in elf Dörfern entlang der Grünen Mauer, einem Band aus Bäumen und Büschen, das sich eines Tages quer durch Afrika ziehen sollte, vom Atlantik bis zum Roten Meer. Mira war eine von zwanzig Freiwilligen aus Europa, die für drei Monate gekommen waren.

„Ich dachte, wir pflanzen Bäume“, sagte Mira.

„Das machen wir auch. Aber Setzlinge brauchen Wasser, und Wasser ist hier knapp. Die meisten neu gepflanzten Bäume sterben im ersten Jahr.“ Aminata schnitt einen dünnen Trieb ab. „Die Bauern in Niger haben das in den Achtzigern herausgefunden. Die Bäume sind schon da. Unter der Erde. Man muss sie nur wachsen lassen.“

* * *

Am Abend saßen sie vor dem Haus von Aminatas Onkel und tranken Tee, den er dreimal aufgoss, jedes Mal süßer. Die Solarpumpe, die vor zwei Monaten aus einem Werk in Spanien angekommen war, summte leise am Brunnen. Ein Junge aus dem Dorf zeigte Mira auf seinem Handy die Karte, die die Drohne am Nachmittag aufgenommen hatte: Jeder geschützte Baum war ein grüner Punkt.

„Wer hat dir das beigebracht?“, fragte Mira.

„Ein Mann aus Holland. Über Video.“ Er grinste. „Aber ich bin schneller als er.“

Aminatas Onkel fragte etwas auf Wolof. Aminata übersetzte. „Er möchte wissen, warum du hier bist. Ob man in Deutschland keine Arbeit hat.“

Mira überlegte. „Sag ihm, ich habe drei Jahre lang Aufsätze darüber geschrieben, wie man die Welt rettet. Ich wollte einmal sehen, wie es wirklich geht.“

Der Onkel hörte die Übersetzung, lachte und sagte etwas, das Aminata erst nicht übersetzen wollte.

„Er sagt“, sagte sie schließlich, „die Europäer kommen seit hundertfünfzig Jahren hierher, um uns zu erklären, wie es geht. Du bist die Erste, die eine Gartenschere mitbringt.“

* * *

Später rief Mira zu Hause an. Die Verbindung über Satellit war erstaunlich gut. Anna saß in der Küche, Walter neben ihr mit seinem Rollator.

Mira erzählte von den Bäumen unter der Erde, von der Solarpumpe und vom Tee.

„Und was lernen die von dir?“, fragte Walter.

Mira dachte nach. „Wie man die Drohnenkarten auswertet. Und ich habe ihnen gezeigt, wie man die Pumpe repariert, wenn der Filter verstopft. Das hatte ich in einem Video gesehen.“ Sie machte eine Pause. „Aber eigentlich lerne ich mehr von ihnen. Hier fragt niemand, wie viel etwas kostet. Hier fragen alle, wer es braucht. Das konnten die schon vorher.“

Walter nickte langsam. „Das konnte mein Großvater auch“, sagte er. „Wir haben es nur vergessen.“

Draußen vor Aminatas Haus fing jemand an zu trommeln. Mira hielt das Handy aus dem Fenster, damit ihr Großvater es hören konnte.

* * *

Was Mira im Ferlo lernte

Mira ist nach Senegal gefahren, um Bäume zu pflanzen. Sie hat gelernt, dass die Bäume schon da sind. Die Methode, die Aminata ihr zeigt, heißt im Englischen „Farmer Managed Natural Regeneration“, übersetzt etwa: natürliche Wiederbegrünung durch die Bauern selbst. Sie wurde in den 1980er-Jahren in Niger gemeinsam von einheimischen Bauern und dem australischen Agrarwissenschaftler Tony Rinaudo entwickelt. Seitdem sind allein in Niger Millionen Hektar wieder grün geworden – nicht durch teure Setzlinge, sondern durch Wissen, Geduld und eine Gartenschere.

Dieses Kapitel fragt, wie sich die Beziehungen zwischen den reichen und den ärmeren Regionen der Welt verändern, wenn nicht mehr Geld und Kaufkraft bestimmen, was wohin fließt. Und es zeigt, dass dabei nicht nur der Süden vom Norden lernen kann, sondern auch umgekehrt.

Die Welt vor dem Übergang

Zur Ehrlichkeit gehört zunächst eine Anerkennung. Die globale Marktwirtschaft hat in den letzten Jahrzehnten Hunderte Millionen Menschen aus extremer Armut geholt, vor allem in China, Indien, Vietnam und anderen Ländern Asiens. Der Welthandel hat Wissen, Technik und Medikamente in Regionen gebracht, die vorher keinen Zugang dazu hatten. Das gehört zur Bilanz des Marktes, die in Kapitel 2 gezogen wurde.

Doch diese Bilanz hat auch eine andere Seite. Rund 3,3 Milliarden Menschen leben in Ländern, die mehr Geld für Zinsen auf ihre Schulden ausgeben als für Gesundheit oder Bildung (UNCTAD, 2024). Subventionierte Agrarexporte aus Europa – etwa Milchpulver oder Hühnerteile – haben in westafrikanischen Ländern lokale Bauern unter Druck gesetzt. Und während der Corona-Pandemie wurden Impfstoffe zuerst dort verimpft, wo man sie bezahlen konnte. In vielen armen Ländern kamen sie erst an, als die reichen Länder längst versorgt waren.

Das ist kein moralisches Versagen einzelner Regierungen oder Unternehmen. Es ist die Folge einer Ordnung, in der Güter dorthin fließen, wo Kaufkraft ist, und nicht dorthin, wo Bedarf ist. Wie wir in Kapitel 7 gesehen haben, ist der Markt in dieser Hinsicht effizient – aber nicht gerecht.

Nach Dringlichkeit statt nach Kaufkraft

Nach dem Übergang ändert sich diese Logik. Lebensmittel, Medikamente und technische Güter fließen nicht mehr dorthin, wo am meisten bezahlt wird, sondern dorthin, wo sie am dringendsten gebraucht werden.

In der ersten Zeit wird das bedeuten, dass Überschüsse aus den reichen Ländern in Regionen mit akutem Mangel umgeleitet werden. Heute werden Lebensmittel teilweise vernichtet oder zurückgehalten, um die Preise stabil zu halten. Dieser Grund entfällt. Das ist keine Entwicklungshilfe mit Auflagen und kein Almosen. Es ist schlicht das Vernünftigste, was man mit Überschüssen tun kann. Und es ist eine Übergangsmaßnahme, kein dauerhaftes Verhältnis von Gebern und Empfängern.

Die Logistik dafür muss nicht neu erfunden werden. Häfen, Containerschiffe und Frachtrouten existieren. Auch die digitale Verbindung ist weiter, als man denkt: Rund 96 Prozent der Weltbevölkerung sind über ein Mobilfunknetz erreichbar (ITU, 2026), und Satellitennetze schließen inzwischen auch entlegene Gebiete an. Ein Dorf im Ferlo kann seinen Bedarf an Solarpumpen genauso melden wie Annas Bäckerei ihren Bedarf an Mehl.

Wissen teilen statt Waren exportieren

Wichtiger als der Transport von Waren ist auf Dauer der Austausch von Wissen. Wenn Patente nicht mehr dem Schutz von Gewinnen dienen, können Baupläne, Herstellungsverfahren und medizinisches Wissen frei geteilt werden – so wie die Pläne des Greifarms aus Kapitel 12, die in Hanoi verbessert wurden. Medikamente und Impfstoffe können dort hergestellt werden, wo sie gebraucht werden.

Entscheidend ist dabei, wer entscheidet. Die Menschen vor Ort bestimmen selbst, welche Technik zu ihren Bedingungen passt. Vielleicht entstehen Gesundheitssysteme, die moderne Diagnostik mit traditionellem Heilwissen verbinden. Vielleicht entscheidet sich ein Dorf gegen eine Großanlage und für viele kleine Solarpumpen. Das ist kein Export einer fertigen Lösung, sondern gemeinsame Entwicklung.

Hier liegt auch ein Unterschied zu manchen Erfahrungen der Vergangenheit. Nach 1990 wurden die Länder Mittel- und Osteuropas in die westliche Wirtschaftsordnung eingegliedert, nach deren Regeln und Maßstäben. Vieles daran war ein Erfolg, aber viele Menschen haben es auch als einseitige Anpassung erlebt. Nach dem Übergang geht es nicht darum, dass sich eine Region an eine andere angleicht, sondern dass sich Partner auf Augenhöhe begegnen.

Große Projekte ohne Schulden

Viele der großen ökologischen Aufgaben der nächsten Jahrzehnte liegen in Regionen, die heute als arm gelten. Die Große Grüne Mauer, an der Mira mitarbeitet, ist eine Initiative der Afrikanischen Union aus dem Jahr 2007. Sie soll die Ausbreitung der Wüste südlich der Sahara aufhalten. Bangladesch braucht Deiche und Schutzwälder gegen den steigenden Meeresspiegel. Nordafrika hat Sonne genug, um große Teile seines und unseres Strombedarfs zu decken.

Heute scheitern oder verzögern sich solche Projekte oft am Geld. Die betroffenen Länder sind auf Kredite, Entwicklungshilfe oder private Investoren angewiesen. Kredite müssen mit Zinsen zurückgezahlt werden, Hilfen sind an Auflagen gebunden, und Investoren erwarten Renditen, die sich mit der Begrünung einer Wüste kaum erzielen lassen.

Nach dem Übergang lautet die Frage auch hier nicht mehr, ob sich ein Projekt rechnet, sondern ob Material, Wissen und Menschen da sind. Solarpumpen aus Spanien, Drohnenkarten aus den Niederlanden, Ingenieurinnen aus Europa und Asien fließen dorthin, wo sie gebraucht werden. Und sie arbeiten nicht als Entwicklungshelfer, die wissen, was gut für andere ist, sondern als Partner neben denen, die ihr Land und ihre Ökosysteme am besten kennen.

Lernen in beide Richtungen

Der Onkel in Miras Geschichte hat es auf den Punkt gebracht: Die Europäer kommen seit hundertfünfzig Jahren, um zu erklären, wie es geht. Nach dem Übergang könnte sich die Richtung des Lernens umkehren – zumindest teilweise.

Die Methode der natürlichen Wiederbegrünung ist nur ein Beispiel. In vielen Regionen des globalen Südens gibt es eine widerstandsfähige bäuerliche Landwirtschaft, die mit wenig Dünger, wenig Maschinen und wenig Energie auskommt (Dorlöchter-Sulser, 2022). Es gibt Formen der Nachbarschaftshilfe und des gemeinschaftlichen Wirtschaftens, die im Norden vielerorts verloren gegangen sind. Und der ökologische Fußabdruck der meisten Länder des Südens liegt noch innerhalb dessen, was die Erde verkraften kann – im Gegensatz zu den reichen Ländern (Footprint, 2026).

In den Anden spricht man von „Buen Vivir“ oder „Sumak Kawsay“, dem guten Leben: nicht besser leben als andere, sondern gut leben mit anderen und mit der Natur. Ecuador und Bolivien haben dieses Prinzip in ihre Verfassungen aufgenommen. Im südlichen Afrika steht „Ubuntu“ für die Überzeugung: Ich bin, weil wir sind (Acosta, 2017;

Fatheuer, 2011). In Senegal heißt die Gastfreundschaft „Teranga“, und sie gilt als Grundlage des Zusammenlebens. Solche Begriffe beschreiben eine Haltung, die zu einer Wirtschaft ohne Wachstumszwang gut passt.

Man sollte dabei nicht in die umgekehrte Verklärung verfallen. Auch im Süden gibt es Armut, Gewalt, Korruption und Ungleichheit, und nicht jede Tradition ist gerecht. Der Norden wiederum bringt viel ein, was gebraucht wird: medizinisches Wissen, Technik, Organisationserfahrung, Wissenschaft. Es geht nicht darum, eine Seite zu idealisieren, sondern darum, dass jede Region etwas beizutragen hat.

Menschen aus dem Norden, die wie Mira für eine Weile im Süden mitarbeiten, bringen diese Erfahrungen mit nach Hause. Vielleicht helfen sie später zuhause, stillgelegte Fabrikhallen in Werkstätten und Treffpunkte zu verwandeln oder Nachbarschaften wiederzubeleben, die in den letzten Jahrzehnten verödet sind. Walters Satz am Telefon deutet es an: Manches, was im Süden noch lebendig ist, kannten auch unsere Großeltern. Wir haben es nur vergessen.

Partnerschaft statt Gefälle

Wenn Geld nicht mehr zwischen den Regionen der Welt vermittelt, verliert auch das Gefälle zwischen Gläubigern und Schuldnern, zwischen Gebern und Empfängern seine Grundlage. Es gäbe keine Entwicklungshilfe mehr, sondern einen gemeinsamen Vorrat an Ressourcen, Wissen und Arbeitskraft, aus dem alle Regionen nach ihrem Bedarf schöpfen und zu dem alle nach ihren Fähigkeiten beitragen. Die regionale Selbstversorgung bliebe die Grundlage, die weltweite Zusammenarbeit der Ausgleich.

Das wäre kein Paradies. Es wird weiterhin Konflikte, Missverständnisse und unterschiedliche Vorstellungen davon geben, was richtig ist. Aber niemand stünde mehr in der Rolle des Bittstellers oder des Wohltäters. Jede Region, jede Kultur hätte etwas beizutragen. Vielleicht ist das die wichtigste Veränderung von allen: dass die Menschen auf beiden Seiten des Äquators einander als Partner begegnen können.

Für die Menschen im Globalen Süden heißt das nicht, auf das Aufholen zu verzichten. Aufgeholt wird bei dem, worauf es ankommt: Nahrung, Wohnung, Gesundheit, Bildung und Sicherheit – und zwar direkt, statt über Jahrzehnte des Wachstums, die für viele nie ankommen. Glaubwürdig ist das nur, wenn auch der Norden seinen Überkonsum abbaut. Berechnungen deuten darauf hin, dass ein würdiges Leben für alle Menschen mit deutlich weniger Energie möglich wäre, als heute verbraucht wird (Millward-Hopkins et al., 2020).

Das Wichtigste in Kürze

- Der Welthandel hat viele Menschen aus der Armut geholt. Doch Güter fließen bis heute dorthin, wo Kaufkraft ist – nicht dorthin, wo Bedarf ist. Viele arme Länder zahlen mehr Zinsen, als sie für Gesundheit ausgeben.

- Nach dem Übergang werden Güter nach Dringlichkeit verteilt. Überschüsse fließen übergangsweise in Mangelregionen, Wissen und Baupläne werden frei geteilt. Die Menschen vor Ort entscheiden selbst, was zu ihnen passt.
- Große ökologische Projekte wie die Große Grüne Mauer scheitern nicht mehr an Krediten und Renditeerwartungen.
- Lernen geht in beide Richtungen: Der Süden bringt ökologisches und gemeinschaftliches Wissen ein, der Norden Technik und Medizin. An die Stelle von Gebern und Empfängern treten Partner.

Zum Inhaltsverzeichnis

15. Epilog – Das Mittagessen ist fertig

Ein gewöhnlicher Sonntag

Mira war am Freitag aus Senegal zurückgekommen, braun gebrannt und mit einem Koffer voller Hibiskusblüten für Tee. Am Sonntag um eins saßen alle wieder bei Anna am Tisch: Walter mit seinem Rollator neben dem Stuhl, Jonas und Sabine, Mira, und als Gast Thomas Kessler, der ein Roggenbrot mitgebracht hatte, das er selbst gebacken hatte. Es war ein bisschen zu dunkel geraten. Niemand sagte etwas.

Es gab Rinderrouladen mit Rotkohl und Klößen, wie immer.

Mira erzählte von Aminata, von den Bäumen unter der Erde und vom Onkel, der den Tee dreimal aufgoss. Jonas erzählte, dass der Greifarm inzwischen in vierzig Pflegeheimen im Einsatz war und dass das Team in Hanoi eine Version gebaut hatte, die halb so viel Strom brauchte. Kessler erzählte, dass die Schulen im Landkreis bis zum Herbst saniert sein würden. Walter erzählte niemandem etwas, weil er mit seinem Kloß beschäftigt war.

Irgendwann, beim Nachtisch, sagte Mira: „Weißt du, Onkel Jonas, ich habe in Senegal viel über dich nachgedacht."

„Oh je."

„Doch, im Ernst. Ich habe immer gedacht, der Markt ist das Problem. Dass man ihn abschaffen muss, und je früher, desto besser. Aber im Ferlo stand eine Solarpumpe aus Spanien. Die Drohnen kamen aus China. Die Satelliten sind von irgendeiner amerikanischen Firma. Das alles hätte es ohne den Markt nie gegeben." Sie rührte in ihrem Pudding. „Das hätte ich vor einem Jahr nicht zugegeben."

Jonas legte den Löffel weg. „Und ich hätte vor einem Jahr nicht zugegeben, dass ich seit zehn Monaten keine einzige Excel-Tabelle mehr vermisse." Er überlegte. „Weißt du, wie ich es inzwischen sehe? Der Markt war wie ein Baugerüst."

„Wie meinst du das?"

„Ohne Gerüst kannst du kein Haus bauen. Es ist stabil, es ist praktisch, und jeder Handwerker ist froh, dass es da ist. Aber wenn das Haus steht, baust du das Gerüst ab. Man wohnt nicht im Gerüst."

Mira sah ihn lange an. „Das ist das Erste, worin wir uns einig sind."

„Das Zweite", sagte Jonas. „Den Apfelkuchen fanden wir beide immer gut."

* * *

Walter hatte zugehört. Jetzt legte er die Gabel hin.

„Der Bäcker Huber", sagte er, „hat meinem Großvater einmal gesagt: Wenn das Mehl gut ist, ist das Brot gut. Und wenn das Brot gut ist, kommen die Leute. Mehr muss man

nicht wissen.“ Er sah in die Runde. „Ich habe lange gedacht, das gilt nicht mehr. Heute weiß ich: Es gilt wieder.“

Jonas griff in seine Hemdtasche und zog zwei Papiere heraus, zusammengefaltet und abgegriffen. Eine Serviette mit einer Rechnung über dreihundertfünfzig Euro. Einen Zettel mit zwanzig durchnummerierten Punkten, elf davon durchgestrichen.

„Die habe ich ein Jahr lang mit mir herumgetragen“, sagte er. „Ich weiß gar nicht, warum.“

„Weil du Controller bist“, sagte Sabine. „Du kannst nichts wegwerfen, was mal eine Zahl war.“

Alle lachten. Anna stand auf und holte aus der Schublade der Anrichte zwei Dinge, die sie dort aufbewahrte: einen Bierdeckel mit fünf Namen und dem Vermerk „nur wenn alle“ und ein Blatt mit Bleistiftnotizen, das sie in einer Nacht vor über einem Jahr neben ihre Kalkulation geschrieben hatte. Sie legte alles nebeneinander auf den Tisch. Eine Weile sahen sie es schweigend an. Dann strich Anna die Papiere glatt und legte sie zusammen zurück in die Schublade.

Danach ging sie in die Küche, um den Kaffee zu holen, und blieb in der Tür stehen. Am Tisch redeten alle durcheinander. Walter erklärte Kessler, warum sein Brot zu dunkel war. Mira zeigte Sabine Fotos auf dem Handy. Jonas schenkte Wein nach.

Niemand hatte für irgendetwas bezahlt. Niemand hatte eine Rechnung geschrieben. Es war ein ganz gewöhnlicher Sonntag.

* * *

Eine Familie, die es noch nicht gibt

Anna, Jonas, Mira und Walter gibt es nicht. Noch nicht. Ihre Geschichte ist erfunden, und vieles daran wird in Wirklichkeit anders kommen. Aber jede Szene in diesem Buch beruht auf etwas, das es heute schon gibt: Bäckerinnen, die nachts ihre Kalkulation durchrechnen, Controller, die um ihre Belegschaft bangen, Studentinnen, die um das Klima fürchten, und Großväter, die sich an eine Zeit erinnern, in der man wusste, wofür man arbeitet. Und ein Mittagessen am Sonntag, für das niemand bezahlt.

Der Gedankengang dieses Buches lässt sich in wenigen Sätzen zusammenfassen.

Der Weg in wenigen Sätzen

Der Markt hat Großes geleistet. Er hat die Menschheit aus der Massenarmut geführt und eine Welt geschaffen, in der genug für alle da sein könnte. Adam Smith hatte für seine Zeit recht, und Friedrich August von Hayek hat gezeigt, warum der Preis jeder Planbehörde überlegen war.

Doch derselbe Markt muss heute wachsen, um stabil zu bleiben, und stößt dabei an die Grenzen der Atmosphäre, der Gerechtigkeit und der Belastbarkeit des Mittelstands. Er

steckt in einem Gefangenendilemma: Jeder handelt vernünftig, und gemeinsam landen alle in einem Zustand, den keiner will. Aussteigen kann niemand allein.

Hinter allen Kosten steht der Lebensunterhalt von Menschen. Wäre dieser gesichert, müsste niemand mehr Geld verlangen. Dass eine Wirtschaft ohne Preise funktionieren kann, beweist die Care-Wirtschaft in jeder Familie, Tag für Tag. Und dass Informationen über Bedarf heute auch ohne Preise weite Wege gehen können, zeigen die Warenwirtschaftssysteme und die interne Steuerung großer Konzerne.

Der Ausstieg kann nur gemeinsam und gleichzeitig gelingen. Bedingte Zusagen könnten dafür sorgen, dass niemand der Erste sein muss. Der Mittelstand könnte den Anstoß geben, die Staaten müssten den rechtlichen Rahmen schaffen. Am ersten Tag würde sich an der physischen Wirtschaft nichts ändern, wohl aber an der Art, wie Menschen miteinander umgehen.

Es gibt ernste Einwände, und nicht alle lassen sich heute vollständig beantworten. Aber vieles spricht dafür, dass Menschen auch ohne Geldzwang arbeiten, dass Verbrauch natürliche Grenzen hat und dass die Versorgung robuster ist als das Geldsystem.

Das Gerüst und das Haus

Jonas hat in der letzten Szene ein Bild gefunden, das vielleicht besser ist als alle Argumente dieses Buches: Der Markt war wie ein Baugerüst.

Niemand würde ein Baugerüst verachten. Ohne Gerüst lässt sich kein Haus bauen. Es ist stabil, praktisch, und jeder Handwerker ist froh, dass es da ist. Aber kein Mensch käme auf die Idee, für immer darin zu wohnen. Wenn das Haus steht, wird das Gerüst abgebaut – nicht weil es schlecht war, sondern weil es seine Aufgabe erfüllt hat.

So lässt sich auch die Marktwirtschaft verstehen. Sie hat ihre historische Aufgabe erfüllt. Sie hat die Werkzeuge geschaffen, mit denen die Menschheit sich von materieller Not befreien kann: Fabriken, Wissen, Technik, weltweite Netze. Heute steht uns nicht mehr fehlende Technik im Weg, sondern eine Organisationsform, die für eine Welt des Mangels gebaut wurde.

Wer das so sieht, muss die Marktwirtschaft nicht verurteilen, um über sie hinauszudenken. Marktbefürworter und Wachstumskritiker könnten sich hier begegnen: die einen in dem Stolz auf das, was der Markt geleistet hat, die anderen in der Einsicht, dass er an seine Grenzen gekommen ist. Mira und Jonas haben es am Sonntagstisch vorgemacht.

Weniger, ohne zu verzichten

In den Wochen und Monaten nach einem solchen Übergang würde die Wirtschaft, gemessen in heutigen Zahlen, schrumpfen. Werbung, überflüssige Verpackungen, Wegwerfprodukte, parallele Entwicklungen und viele Finanzgeschäfte würden verschwinden. Das klingt nach Rückschritt, solange man in den Kategorien des Wachstums denkt.

Doch Verzicht ist ein Gefühl, das dort entsteht, wo uns etwas vorenthalten wird. Wer weiß, dass er jederzeit bekommt, was er braucht, empfindet es nicht als Verzicht, weniger zu besitzen. Heute kaufen viele Menschen auch deshalb so viel, weil sie sich für harte Arbeit belohnen wollen, weil das Sonderangebot morgen vorbei ist oder weil Besitz Sicherheit und Ansehen verspricht. Fallen diese Gründe weg, kann der Verbrauch sinken, ohne dass das Leben ärmer wird. An die Stelle der Dinge träten Zeit, Pflege, Bildung, Kunst und Gemeinschaft – all das, was heute oft brachliegt, weil keine Zeit dafür bleibt.

Was jetzt zu tun ist

Erinnern wir uns an die Jahre vor 1989. In den Ländern des Ostblocks wurden die Regale leerer, die Wartezeiten länger, die Fabriken älter. Gleichzeitig flimmerten jeden Abend die Bilder aus dem Westen über die Fernsehschirme: volle Schaufenster, Reisen ans Meer, die D-Mark. Viele Menschen hatten innerlich längst Abschied vom alten System genommen. Sie sagten es nur nicht laut – bis sie sahen, dass ihre Nachbarn genauso dachten. Dann ging alles sehr schnell.

Heute ist die Stimmung wieder ähnlich. Viele Menschen spüren, dass es so nicht weitergehen kann. Die Sommer werden heißer, die Mieten steigen, die Rente ist unsicher. Manche ziehen sich zurück, manche haben aufgegeben, andere wählen aus Wut Parteien, die einfache Lösungen versprechen. Was fehlt, ist ein Bild, auf das wir uns wieder freuen könnten.

Wie wäre es damit: Keine Angst mehr vor Mieterhöhungen. Sichere Altersversorgung. Alles, was Sie für ein gutes Leben brauchen – Essen, Wohnung, Arzt, Pflege für Ihre Eltern –, bekommen Sie geschenkt. Und nicht nur Sie: auch die Familie in Lagos, die Bäuerin in Bolivien, der Fabrikarbeiter in Bangladesch.

Das ist kein Versprechen auf noch mehr Konsum. Es ist ein bescheideneres, aber auch ehrlicheres Versprechen: dass niemand mehr Angst haben muss, seinen Lebensunterhalt zu verlieren. Wir sollten dabei nicht den Fehler von 1989 wiederholen und blühende Landschaften über Nacht versprechen. Am Anfang wird es ruckeln. Aber das Fundament wäre gelegt.

Und weil nichts neu gebaut werden muss, kann es schnell gehen. Wenn genug Unternehmen bereit sind, genügt eine kurze Ankündigung. Am Montag danach fahren die Züge, die Bäckereien öffnen, die Krankenhäuser arbeiten weiter – nur dass niemand mehr eine Rechnung schreibt.

Die technischen Voraussetzungen für den Übergang sind vorhanden. Wir müssen keine neuen Transportwege bauen und das Internet nicht neu erfinden. Was fehlt, ist die gesellschaftliche Vorbereitung: eine breite öffentliche Debatte, Orte, an denen sie geführt wird, und das Vertrauen, dass andere mitgehen.

Damit kann man heute beginnen. In Kammern, Verbänden und Genossenschaften lässt sich darüber sprechen, was Herr Brandl auf dem Parkplatz gesagt hat. Unternehmen

können sich für Verantwortungseigentum entscheiden. Die Care-Arbeit kann endlich die Anerkennung bekommen, die sie verdient. Offene Daten und offene KI-Modelle können gefördert werden, damit die Werkzeuge der Zukunft allen gehören. Und bedingte Zusagen kosten nichts: Wer sagt „Ich bin dabei, wenn genug andere dabei sind“, geht kein Risiko ein.

Eine Einladung

Dieses Buch richtet sich an Menschen mit sehr unterschiedlichen Überzeugungen.

An die Unternehmerinnen und Unternehmer: Sie haben die Erfahrung, das Wissen und die Freiheit, die ein solcher Wandel braucht. Niemand verlangt von Ihnen ein Opfer. Mit den Einnahmen würden auch alle Ausgaben entfallen, und mit ihnen der Druck, der Sie heute oft daran hindert, Ihr Unternehmen so zu führen, wie Sie es für richtig halten.

An die Wachstumskritikerinnen und Wachstumskritiker: Ihre Analyse hat diesem Buch den Weg bereitet. Vielleicht ist der gemeinsame Ausstieg ein Weg, Ihre Ziele zu erreichen, ohne dass Menschen dabei ihre Existenz verlieren.

An die Überzeugten der Marktwirtschaft: Dieses Buch hat versucht, Ihre stärksten Argumente ernst zu nehmen. Wenn es uns nicht gelungen ist, Sie zu überzeugen, dann hat es vielleicht zumindest gezeigt, dass man über die Zukunft des Marktes sprechen kann, ohne seine Vergangenheit zu verachten.

Und an alle: Entwickeln Sie diese Idee weiter. Kritisieren Sie sie, verbessern Sie sie, verwerfen Sie sie, wenn Sie gute Gründe haben. Es kommt nicht darauf an, dass jede Frage schon beantwortet ist, sondern dass sie überhaupt gestellt wird.

Die doppelte Illusion

Vielleicht liegt die wahre Utopie gar nicht darin, sich eine andere Wirtschaft vorzustellen. Vielleicht liegt die größere Utopie in der Annahme, dass inmitten von Klimakrise, wachsender Ungleichheit und zunehmender Unruhe einfach alles so weitergehen kann wie bisher.

Dieses Buch möchte dazu beitragen, eine doppelte Illusion aufzulösen: die Illusion, dass es keine Alternative zum Markt gibt, und die Illusion, dass wir noch unbegrenzt Zeit haben.

Das Mittagessen ist fertig

Vor allem aber möchte dieses Buch an etwas erinnern, das jeder kennt. In Ihrer eigenen Küche, in Ihrer Familie, unter Ihren Freunden wird jeden Tag eine andere Wirtschaft gelebt: eine Wirtschaft der Fürsorge, der Verantwortung und des Gebens. Niemand schreibt eine Rechnung, wenn er für andere kocht. Niemand verlangt Geld dafür, dass er einen Wasserhahn repariert oder ein Kind tröstet. Diese Wirtschaft ist so alt wie die Menschheit, und sie hat nie aufgehört zu funktionieren.

Sie ist das Modell dessen, was die Gesellschaft als Ganzes eines Tages werden könnte.

Der „neue Mensch“, auf den so viele Entwürfe einer besseren Gesellschaft gewartet haben, muss deshalb nicht erst geboren werden. Er ist längst in uns vorhanden. Nur ist er tagsüber gezwungen, sich auf dem Markt zu behaupten.

Das Mittagessen ist fertig.

Anhang: Ideengeschichtliche Einordnung

Wozu dieser Anhang dient

Die Frage, wie eine Wirtschaft aussehen könnte, die alle Menschen versorgt, ist nicht neu. Sie hat Philosophen, Theologen, Ökonomen und soziale Bewegungen seit Jahrtausenden beschäftigt. Dieser Anhang ordnet die Überlegungen dieses Buches in diese lange Geschichte ein.

Er tut das bewusst aus verschiedenen Richtungen. Die Gedanken dieses Buches lassen sich keiner einzelnen Schule zuordnen. Sie verdanken der liberalen Tradition ebenso viel wie der christlichen Soziallehre, der Postwachstumsbewegung ebenso viel wie der Forschung über Gemeingüter. Und sie unterscheiden sich von all diesen Traditionen in einem entscheidenden Punkt: in der Frage, wie der Übergang gelingen kann.

Die liberale Tradition

Adam Smith, dem Kapitel 2 gewidmet ist, gilt als Vater der Marktwirtschaft. Weniger bekannt ist, dass er zugleich ein Moralphilosoph war, der das Mitgefühl für die Grundlage des Zusammenlebens hielt (Smith, 1759), und ein scharfer Kritiker von Monopolen und Absprachen. Für Smith war der Markt kein Selbstzweck, sondern ein Mittel zur Versorgung der Menschen: Der Konsum ist der einzige Zweck aller Produktion.

Ein Jahrhundert später stellte der englische Philosoph John Stuart Mill, einer der großen Denker des Liberalismus, eine bemerkenswerte Überlegung an. In seinen „Grundsätzen der politischen Ökonomie“ von 1848 widmete er ein Kapitel dem „stationären Zustand“ – einer Wirtschaft, die nicht mehr wächst (Mill, 1848). Viele Ökonomen seiner Zeit fürchteten diesen Zustand. Mill dagegen sah in ihm eine Chance. Wenn die Menschheit genug produziert, schrieb er sinngemäß, könne sie sich der „Kunst des Lebens“ widmen, statt sich im Wettlauf um immer mehr zu erschöpfen. Mill ist damit einer der ersten Denker, in dem sich liberales Denken und Wachstumskritik begegnen.

John Maynard Keynes, der einflussreichste Ökonom des 20. Jahrhunderts, sagte 1930 in seinem Aufsatz über „die wirtschaftlichen Möglichkeiten unserer Enkel“ voraus, dass der technische Fortschritt das wirtschaftliche Problem der Menschheit innerhalb von hundert Jahren lösen werde (Keynes, 1930). Seine Enkel würden mit etwa fünfzehn Wochenstunden auskommen. Und er erwartete, dass die Liebe zum Geld als Selbstzweck dann als das erkannt werde, was sie sei: eine eher krankhafte Neigung. Die erste Vorhersage hat sich technisch erfüllt, die anderen beiden nicht. Dieses Buch fragt, warum.

Friedrich August von Hayek hat das stärkste Argument für den Markt formuliert: Der Preis bündelt das verstreute Wissen einer Gesellschaft (Hayek, 1945). Kapitel 2 und 7 setzen sich ausführlich mit ihm auseinander. Ronald Coase hat gezeigt, dass

Unternehmen gerade deshalb existieren, weil die Abstimmung über Preise selbst Aufwand verursacht (Coase, 1937). Beide Einsichten sind für dieses Buch zentral.

In Deutschland verbindet sich die liberale Tradition mit der sozialen Marktwirtschaft. Ökonomen wie Walter Eucken und Alfred Müller-Armack, der den Begriff prägte, wollten den Markt in eine Ordnung einbetten, die Macht begrenzt und sozialen Ausgleich schafft. Ludwig Erhard hat diese Ordnung politisch durchgesetzt und mit dem Versprechen „Wohlstand für alle“ verbunden (Erhard, 1957). Das Grundgesetz hält in Artikel 14 fest: „Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen.“ Dieses Buch nimmt diesen Satz beim Wort.

Biblische und soziale Utopien

Die Vorstellung einer Gesellschaft, in der niemand Not leidet, gehört zu den ältesten Hoffnungen der Menschheit.

Im Alten Testament verlangt das Gesetz über das Jubeljahr, dass alle fünfzig Jahre Schulden erlassen und verkauftes Land an die ursprünglichen Familien zurückgegeben wird (Lev 25). Die Propheten klagen immer wieder diejenigen an, die Haus an Haus und Feld an Feld reihen, bis kein Platz mehr für andere bleibt (Jes 5,8).

Jesus spricht vom Reich Gottes nicht nur als Hoffnung auf ein Jenseits, sondern auch als einer Lebensweise, die schon jetzt beginnt. In der Bergpredigt sagt er: „Sorgt euch nicht um euer Leben, was ihr essen und trinken werdet“ (Mt 6,25). Im Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg erhält jeder denselben Lohn, ob er zwölf Stunden gearbeitet hat oder eine – weil jeder an diesem Tag leben muss (Mt 20,1–16). Und von der ersten christlichen Gemeinde in Jerusalem heißt es, dass sie „alles gemeinsam“ hatte und jedem so viel gab, „wie er nötig hatte“ (Apg 2,44–45).

Diese Gedanken haben die Geschichte immer wieder bewegt: in den Klöstern, deren Mönche und Nonnen ohne Privateigentum lebten, in den Armutsbewegungen des Mittelalters wie den Franziskanern, in den Gemeinschaften der Täufer und in der Befreiungstheologie Lateinamerikas (Boff, 2018; Cardenal, 1991). Die katholische Soziallehre spricht bis heute von der „Sozialpflichtigkeit des Eigentums“ und davon, dass die Güter der Erde für alle Menschen bestimmt sind.

1516 veröffentlichte der englische Staatsmann Thomas Morus sein Buch „Utopia“ über eine Insel, deren Bewohner kein Geld kennen. Gold dient dort zur Herstellung von Nachttöpfen, damit niemand auf die Idee kommt, es zu verehren. Morus hat dem Wort „Utopie“ seinen Namen gegeben. Er wusste, dass seine Insel ein Gedankenspiel war. Aber er nutzte es, um die Verhältnisse seiner Zeit infrage zu stellen.

Dass diese Visionen sich bisher nicht auf ganze Gesellschaften übertragen ließen, lag nicht nur an menschlichen Schwächen. Es lag auch daran, dass es keine Möglichkeit gab, die Versorgung von Millionen Menschen ohne Markt oder Staat zu koordinieren. Diese Möglichkeit gibt es heute zum ersten Mal.

Karl Marx und der Sozialismus des 20. Jahrhunderts

Kein Buch über eine Wirtschaft ohne Markt kann an Karl Marx vorbeigehen. 1875 formulierte er die Vision einer Gesellschaft, in der gelten soll: „Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen“ (Marx & Engels, 1875). Er war überzeugt, dass eine solche Gesellschaft erst möglich wird, wenn die Produktivkräfte so weit entwickelt sind, dass genug für alle da ist. Diese Voraussetzung ist heute in einem Maß erfüllt, das sich Marx kaum hätte vorstellen können.

Wie der Übergang dorthin aussehen sollte, ließ Marx weitgehend offen. Im 20. Jahrhundert wurde diese Lücke durch Revolution, Enteignung und staatliche Planwirtschaft gefüllt. Das Ergebnis ist bekannt. Die Planwirtschaften des Ostblocks konnten die Vielfalt der Bedürfnisse nicht erfassen, unterdrückten Freiheit und Kritik und blieben in der technischen Entwicklung hinter dem Westen zurück. Am 17. Juni 1953 gingen in der DDR Hunderttausende auf die Straße, ausgelöst durch die Erhöhung der Arbeitsnormen, und der Aufstand wurde mit sowjetischen Panzern niedergeschlagen. Hayek und Mises hatten das Scheitern einer zentralen Planung ohne Preise schon Jahrzehnte vorher vorhergesagt.

Zur Lehre aus dieser Geschichte gehört aber auch, worin diese Systeme sich vom Markt gar nicht unterschieden. Arbeit blieb Lohnarbeit, Produkte blieben Waren mit Preisen, nur dass die Preise vom Staat festgesetzt wurden. An die Stelle des Wettbewerbs trat der Plan, an die Stelle des Unternehmers der Funktionär. Das Geld als Vermittler zwischen den Menschen blieb.

Dieses Buch unterscheidet sich vom Sozialismus des 20. Jahrhunderts deshalb in allen wesentlichen Punkten. Es setzt nicht auf Enteignung, sondern auf eine freiwillige gemeinsame Entscheidung. Es setzt nicht auf einen Staat, der plant, sondern auf Koordination von unten. Es setzt nicht auf Klassenkampf, sondern auf die Einsicht von Unternehmern, Beschäftigten und Eigentümern, dass sie alle im selben Gefangenendilemma stecken. Und es schafft nicht den Markt ab, um ihn durch einen Plan mit Preisen zu ersetzen, sondern es schafft die Preise selbst ab.

Die Postwachstumsbewegung

Seit dem Bericht des Club of Rome über „Die Grenzen des Wachstums“ (Meadows, Meadows, & Behrens, 1972) hat sich eine breite Bewegung entwickelt, die das Wachstumsparadigma hinterfragt. Der amerikanische Ökonom Herman Daly entwarf eine „Steady-State-Ökonomie“, die an Mills stationären Zustand anknüpft. Im deutschsprachigen Raum hat Niko Paech eine Postwachstumsökonomie mit Suffizienz und regionalen Kreisläufen entwickelt (Paech, 2025). Tim Jackson hat gezeigt, dass Wohlstand ohne Wachstum möglich ist (Jackson, 2017). Kate Raworth hat mit ihrem „Donut“ ein Bild für den sicheren Raum zwischen sozialen Mindeststandards und ökologischen Grenzen gefunden (Raworth, 2018). Jason Hickel, Giorgos Kallis, Serge Latouche und Maja Göpel haben die Debatte international geprägt (Hickel, 2023; Kallis,

2018; Latouche, 2015; Göpel, 2022). Christian Felber hat mit der Gemeinwohl-Ökonomie ein Modell geschaffen, nach dem heute bereits Hunderte Unternehmen eine Gemeinwohl-Bilanz erstellen (Felber, 2018).

Dieses Buch verdankt dieser Bewegung viel. Ihre Analyse der ökologischen Grenzen, ihre Kritik am Bruttoinlandsprodukt als Maßstab des Wohlstands und ihre Vorschläge – kürzere Arbeitszeiten, langlebige Produkte, regionale Kreisläufe, ein neues Verständnis vom guten Leben – finden sich in fast jedem Kapitel wieder.

Was dieses Buch hinzufügen möchte, ist eine Antwort auf eine Frage, mit der auch die Postwachstumsbewegung ringt: Wie lassen sich diese Ziele durchsetzen, wenn jeder, der sie allein verfolgt, Nachteile erleidet? Viele Vorschläge der Postwachstumsökonomie setzen auf politische Instrumente wie Umweltsteuern, Obergrenzen für Emissionen oder eine Besteuerung großer Vermögen. Solche Instrumente sind wichtig, stoßen aber, wie Kapitel 4 gezeigt hat, an die Grenzen des Gefangenendilemmas: Sie gelten meist nur in einzelnen Ländern und müssen gegen den Wachstumsdruck durchgesetzt werden.

Der gemeinsame Ausstieg, den dieses Buch beschreibt, ist deshalb nicht als Gegenmodell zur Postwachstumsbewegung gemeint, sondern als ein möglicher Weg, ihre Ziele zu erreichen. Und bis dieser Weg gegangen werden kann, bleiben ihre Instrumente – Gemeinwohl-Bilanzen, Arbeitszeitverkürzung, regionale Wirtschaftskreisläufe – wertvolle Schritte, die den Boden bereiten.

Gemeingüter und die Arbeit von Elinor Ostrom

Lange galt in der Wirtschaftswissenschaft die These von der „Tragik der Allmende“ (Hardin, 1968): Gemeinsam genutzte Ressourcen würden zwangsläufig übernutzt, deshalb brauche es entweder privates Eigentum oder staatliche Kontrolle.

Die amerikanische Politikwissenschaftlerin Elinor Ostrom hat diese These widerlegt (Ostrom, 1990). Sie untersuchte Hunderte von Gemeinschaften, die gemeinsame Ressourcen über Jahrhunderte erfolgreich verwalten – Almweiden in der Schweiz, Bewässerungssysteme in Spanien und Nepal, Fischgründe in der Türkei. Sie fand heraus, unter welchen Bedingungen das gelingt: klare Grenzen und Regeln, Beteiligung der Betroffenen an diesen Regeln, wirksame gegenseitige Kontrolle, abgestufte Sanktionen und einfache Wege, Konflikte zu lösen. 2009 erhielt sie als erste Frau den Wirtschaftsnobelpreis.

Silke Helfrich und David Bollier haben diese Erkenntnisse zu einer Theorie der Commons weiterentwickelt, die Gemeingüter als eigenständige Form des Wirtschaftens neben Markt und Staat versteht (Helfrich & Bollier, 2019). Wikipedia, freie Software, Gemeinschaftsgärten und solidarische Landwirtschaft sind lebendige Beispiele.

Dieses Buch teilt die Überzeugung, dass Menschen gemeinsame Güter gemeinsam verwalten können. Es unterscheidet sich in der Frage, wie Gemeingüter entstehen. Die Commons-Bewegung baut sie Schritt für Schritt auf, Projekt für Projekt. Das ist wertvoll,

aber langsam, und Commons-Projekte müssen sich bis heute in einer Umgebung behaupten, die nach Marktregeln funktioniert. Dieses Buch schlägt den umgekehrten Weg vor: Wenn der Lebensunterhalt aller gesichert ist, verliert das Recht, andere auszuschließen, seinen praktischen Sinn. Gemeingüter entstehen dann nicht durch Umverteilung von Eigentum, sondern weil niemand mehr einen Grund hat, andere von der Nutzung fernzuhalten. Ostroms Regeln bleiben dabei unverzichtbar – vor allem dort, wo es um die Grenzen der Natur geht.

Besonders nahe kommen diesem Buch Simon Sutterlütti und Stefan Meretz mit ihrem Buch „Kapitalismus aufheben“ (Sutterlütti & Meretz, 2018). Sie entwerfen eine Gesellschaft, in der Menschen freiwillig beitragen, was sie können, und erhalten, was sie brauchen – ohne Tausch, ohne Geld und ohne Zwang. Ihr Leitgedanke ist eine „inklusive“ Ordnung, in der die Bedürfnisse der einen nicht auf Kosten der anderen befriedigt werden, sondern die Bedürfnisse aller einbezogen sind. Die Familie, in der niemand dem anderen eine Rechnung schreibt, ist auch für sie ein Vorbild. Den Weg dorthin sehen sie allerdings vor allem im Wachsen von Gemeingütern, die sich nach und nach ausbreiten und die Marktwirtschaft schließlich ablösen. Dieses Buch teilt ihr Ziel und viele ihrer Begründungen. Es schlägt aber einen kürzeren Weg vor: den gemeinsamen, gleichzeitigen Ausstieg, weil die ökologische Krise kaum die Zeit lässt, die ein schrittweises Wachsen über Generationen bräuchte.

Die Care-Bewegung

Kaum eine Bewegung hat so viel dafür getan, die unsichtbare Hälfte der Wirtschaft sichtbar zu machen, wie die feministische Care-Bewegung. Schon in den 1970er-Jahren forderte die internationale Kampagne „Lohn für Hausarbeit“, an der auch Silvia Federici beteiligt war, die Anerkennung der unbezahlten Arbeit von Frauen (Federici, 2020). Gabriele Winker hat mit der „Care Revolution“ ein Netzwerk angestoßen, das Sorgearbeit in den Mittelpunkt einer solidarischen Gesellschaft stellen will (Winker, 2015). Die Theologin und Philosophin Ina Praetorius hat gezeigt, dass Wirtschaft im Kern Sorge füreinander ist, und dafür das Wort „Um-Care“ geprägt (Praetorius, 2023). Und unter dem Stichwort „#CloseEconDataGap“ setzen sich Ökonominnen dafür ein, die unbezahlte Arbeit endlich in den volkswirtschaftlichen Statistiken zu erfassen (Rudolf, Reiche, & Knobloch, 2023).

Dieses Buch verdankt der Care-Bewegung einen seiner Grundgedanken. Kapitel 6 beruht ganz auf ihren Erkenntnissen: dass bezahlte und unbezahlte Arbeit zwei Hälften derselben Versorgung sind und dass die Care-Wirtschaft nach einer eigenen, bedarfsorientierten Logik funktioniert. Auch die Forderung, unbezahlte Arbeit statistisch zu erfassen, ist wichtig. Was nicht gezählt wird, wird politisch übersehen.

An einer Stelle geht dieses Buch jedoch einen anderen Weg. Ein Teil der Bewegung fordert, Care-Arbeit zu bezahlen – durch Lohn für Hausarbeit, durch ein Pflegegeld oder durch eine bessere Bezahlung aller Sorgeberufe. Für die professionelle Pflege ist das in

der heutigen Ordnung ein berechtigtes Anliegen. Doch würde man die gesamte unbezahlte Arbeit in Geld umrechnen und bezahlen, holte man den letzten großen Bereich, der heute ohne Geld funktioniert, in die Logik des Marktes hinein. Das Bruttoinlandsprodukt würde steigen, der Wachstumsdruck ebenso, und das Mittagessen in der Familie würde zu einer Dienstleistung mit Preis.

Dieses Buch schlägt die umgekehrte Richtung vor: nicht die Logik des Marktes auf die Fürsorge auszudehnen, sondern die Logik der Fürsorge auf die ganze Wirtschaft. Dann wäre Care-Arbeit nicht deshalb anerkannt, weil sie endlich bezahlt wird, sondern weil keine Arbeit mehr bezahlt werden muss – und alle Arbeit wieder als das erkennbar wird, was die Care-Bewegung schon immer gesagt hat: Sorge füreinander.

Das bedingungslose Grundeinkommen

Das bedingungslose Grundeinkommen ist der Vorschlag, der diesem Buch am nächsten zu kommen scheint. Jeder Mensch soll regelmäßig einen festen Geldbetrag erhalten, ohne Bedingungen und ohne Gegenleistung. In Deutschland hat sich unter anderen der Gründer der Drogeriemarktkette dm, Götz Werner, dafür eingesetzt – ein Unternehmer, der wie viele andere davon überzeugt war, dass Menschen auch ohne Existenzdruck arbeiten wollen.

Die Befürworter argumentieren, das Grundeinkommen nehme den Menschen die Existenzangst, schaffe Freiraum für Bildung, Pflege und Ehrenamt und könne eine Vielzahl bürokratischer Sozialleistungen ersetzen. Die Versuche in Finnland und in Deutschland, die in Kapitel 10 beschrieben werden, stützen diese Hoffnungen. Die Kritiker fragen, wie es finanziert werden soll, und befürchten, dass unbeliebte Arbeiten liegen bleiben.

Aus der Sicht dieses Buches hat das Grundeinkommen eine wichtige Einsicht mit ihm gemeinsam: dass der Lebensunterhalt nicht an Erwerbsarbeit gebunden sein muss. Es bleibt aber innerhalb der Geldwirtschaft. Das Grundeinkommen muss über Steuern finanziert werden, und diese Steuern entstehen aus Umsätzen, Löhnen und Gewinnen. Es bleibt also auf eine wachsende Wirtschaft angewiesen. Und weil es meist bescheiden bemessen ist, bleibt der Anreiz, durch zusätzliche Erwerbsarbeit mehr zu verdienen und mehr zu konsumieren, erhalten. Das Grundeinkommen mildert die Folgen des Wachstumszwangs, aber es hebt ihn nicht auf.

Die direkte Versorgung, die dieses Buch beschreibt, geht deshalb einen Schritt weiter. Sie sichert den Lebensunterhalt nicht durch Geld, sondern unmittelbar. Trotzdem können die Debatten und Erfahrungen rund um das Grundeinkommen wertvoll sein, denn sie zeigen, wie Menschen sich verhalten, wenn ihre Existenz gesichert ist.

Weitere Stimmen

Einige weitere Denker haben die Überlegungen dieses Buches geprägt.

Der Wirtschaftshistoriker Karl Polanyi hat in „The Great Transformation“ (1944) gezeigt, dass Märkte in der Geschichte fast immer in Gesellschaft, Religion und Tradition eingebettet waren. Erst im 19. Jahrhundert entstand die Vorstellung einer Gesellschaft, die sich ganz nach dem Markt richtet – und sie führte zu schweren Krisen. Der Anthropologe Marcel Mauss hat beschrieben, wie Geschenke Beziehungen stiften, die kein Kauf ersetzen kann (Mauss, 1990). Die feministische Theoretikerin Silvia Federici hat die unsichtbare Arbeit der Fürsorge in den Mittelpunkt gerückt (Federici, 2020). Die australische Sozialwissenschaftlerin Anitra Nelson hat in „Beyond Money“ eine Strategie für eine Wirtschaft ohne Geld entworfen, die diesem Buch in vielem nahesteht (Nelson, 2022). Und der britische Kybernetiker Stafford Beer hat schon in den 1970er-Jahren davon geträumt, eine Volkswirtschaft über Informationsnetze statt über Preise zu koordinieren.

Im deutschsprachigen Raum ist in den letzten Jahren eine lebendige Literatur über eine Wirtschaft ohne Geld und Tausch entstanden. Friederike Habermann begründet, warum ein gutes Leben für alle „tauschlogikfrei“ sein muss (Habermann, 2018). Eske Bockelmann untersucht, wie das Geld unser Denken prägt (Bockelmann, 2020), Sabine Nuss, wie wir Geld „machen“ (Nuss, 2026). Lehner, Preissing und Gottfried skizzieren eine Zukunft ohne Geld (Lehner, Preissing, & Gottfried, 2021), Scherf und Lucas entwerfen eigene Modelle (Scherf, 2016; Lucas, 2016), und Calvez erzählt in einem Roman von einer Welt, in der es kein Geld mehr gibt (Calvez, 2021). International hat Matthias Schmelzer gemeinsam mit anderen einen viel beachteten Leitfaden zur Postwachstumsgesellschaft vorgelegt (Schmelzer, Vansintjan, & Vetter, 2022). Ältere Klassiker wie Erich Fromms „Die Furcht vor der Freiheit“ oder Ernst Blochs Abriss der Sozialutopien erinnern daran, dass die Frage nach einer menschlicheren Ordnung immer auch eine Frage nach dem Mut zur Freiheit ist (Fromm, 1993; Bloch, 1990). Und die Verhaltensökonomie, etwa Dan Ariely, zeigt, wie wenig der Mensch dem rein rechnenden Homo oeconomicus entspricht (Ariely, 2009).

Sie alle haben, jeder auf seine Weise, eine Frage gestellt, die dieses Buch aufgreift: Muss die Wirtschaft so organisiert sein, wie sie es heute ist? Die Antwort dieses Buches lautet: Nein. Aber wie es anders gehen kann, müssen wir gemeinsam herausfinden.

Literaturverzeichnis

Acosta, A. (2017). Ubuntu, Buen Vivir und die Suche nach Lebensalternativen. afrika süd, Heft 6/2017. https://www.afrika-sued.org/ausgaben/heft-6-2017/ubuntu-buen-vivir-und-die-suche-nach-lebensalternativen/

Anger, H., Brors, P., & Greive, M. (2024, 20. Juni). 1000 Firmen fordern ein neues Unternehmensmodell. Handelsblatt. https://www.handelsblatt.com/politik/deutschland/verantwortungseigentum-1000-firmen-fordern-ein-neues-unternehmensmodell/100046100.html

Ariely, D. (2009). Predictably Irrational: The Hidden Forces That Shape Our Decisions (Revised and Expanded Edition). New York: HarperCollins.

Bagnoli, M., & Lipman, B. L. (1989). Provision of Public Goods: Fully Implementing the Core through Private Contributions. The Review of Economic Studies, 56(4), 583–601.

Bibel (2017). Die Bibel. Einheitsübersetzung. Altes und Neues Testament. Freiburg: Herder.

Bloch, E. (1990). Freiheit und Ordnung. Abriß der Sozialutopien. Leipzig: Reclam.

Bockelmann, E. (2020). Das Geld: Was es ist, das uns beherrscht. Berlin: Matthes & Seitz.

Boff, L. (2018). Traum von einer neuen Erde. Wien: LIT Verlag.

Bollen, Y. (2025). Regulitis, really? CAN Europe. https://caneurope.org/news/regulitis-really/

Bundeskriminalamt (2026). Polizeiliche Kriminalstatistik 2025. Wiesbaden: BKA. https://www.bka.de/DE/AktuelleInformationen/StatistikenLagebilder/PolizeilicheKriminalstatistik/PKS2025/Polizeiliche_Kriminalstatistik_2025/Polizeiliche_Kriminalstatistik_2025_node.html

Calvez, B. (2021). Saruj: Stell dir vor, es gibt kein Geld mehr. Bad Belzig: Meiga Verlag.

Cardenal, E. (1991). Das Evangelium der Bauern von Solentiname. Wuppertal: Peter Hammer Verlag.

Coase, R. H. (1937). The Nature of the Firm. Economica, 4(16), 386–405.

Creditreform (2025). SchuldnerAtlas Deutschland 2025. Neuss: Verband der Vereine Creditreform. https://www.creditreform.de/aktuelles-wissen/schuldneratlas

Daly, H. E. (1991). Steady-State Economics (2. Aufl.). Washington, DC: Island Press.

Destatis (2016). In Deutschland wird 35 % mehr Zeit für unbezahlte Arbeit aufgewendet als für bezahlte Erwerbsarbeit. Pressemitteilung Nr. 137. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt. https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2016/04/PD16_137_812.html

Destatis (2024). Pflegebedürftige nach Versorgungsart, Geschlecht und Pflegegrade 2023. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt (Stand 18.12.2024). https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Gesundheit/Pflege/Tabellen/pflegebeduerftige-pflegestufe.html

Dorlöchter-Sulser, S. (2022, 4. November). Resiliente Landwirtschaft – Auf Kleinbauern und Vielfalt setzen! welt-sichten. https://www.welt-sichten.org/artikel/40767/auf-kleinbauern-und-vielfalt-setzen

Durkheim, É., & Fields, K. E. (1995/1912). The Elementary Forms of Religious Life. New York: Free Press.

DZIF – Deutsches Zentrum für Infektionsforschung (2024, 17. Oktober). Wissenschaftler:innen schlagen Alarm wegen mangelnder Antibiotika. Pressemitteilung. https://www.dzif.de/de/wissenschaftlerinnen-schlagen-alarm-wegen-mangelnder-antibiotika

Eisenhower, D. D. (1961, 17. Januar). Farewell Address to the Nation. Washington, DC.

Erhard, L. (1957). Wohlstand für alle. Düsseldorf: Econ.

EU (2020). Verordnung (EU) 2020/852 über die Einrichtung eines Rahmens zur Erleichterung nachhaltiger Investitionen (EU-Taxonomie). https://eur-lex.europa.eu/eli/reg/2020/852/oj

EU (2022). Richtlinie (EU) 2022/2464 hinsichtlich der Nachhaltigkeitsberichterstattung von Unternehmen (CSRD). https://eur-lex.europa.eu/legal-content/DE/TXT/?uri=CELEX:32022L2464

European Commission (2025). 2025 Report of the Network of SME Envoys to the Competitiveness Council. Brüssel: Europäische Kommission.

Fatheuer, T. (2011). Buen Vivir: Eine kurze Einführung in Lateinamerikas neue Konzepte zum guten Leben und zu den Rechten der Natur. Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung. https://www.boell.de/sites/default/files/Endf_Buen_Vivir.pdf

Federici, S. (2020). Aufstand aus der Küche. Münster: edition assemblage.

Fehr, E., & Gächter, S. (2002). Altruistic punishment in humans. Nature, 415, 137–140.

Felber, C. (2018). Gemeinwohl-Ökonomie. München: Piper.

Fisher, M. (2013). Kapitalistischer Realismus ohne Alternative? Hamburg: VSA Verlag.

Footprint – Global Footprint Network (2026). Country Overshoot Days. https://overshoot.footprintnetwork.org/newsroom/country-overshoot-days/

Frey, B. S., & Jegen, R. (2001). Motivation Crowding Theory. Journal of Economic Surveys, 15(5), 589–611.

Fromm, E. (1993). Die Furcht vor der Freiheit. München: dtv.

Göpel, M. (2022). Wir können auch anders: Aufbruch in die Welt von morgen. Berlin: Ullstein.

Graeber, D. (2019). Bullshit Jobs. Stuttgart: Klett-Cotta.

Habermann, F. (2018). Ausgetauscht! Warum gutes Leben für alle tauschlogikfrei sein muss. Roßdorf: Ulrike Helmer Verlag.

Hardin, G. (1968). The Tragedy of the Commons. Science, 162(3859), 1243–1248.

Hayek, F. A. von (1945). The Use of Knowledge in Society. American Economic Review, 35(4), 519–530.

Hayek, F. A. von (1968). Der Wettbewerb als Entdeckungsverfahren. Kieler Vorträge, Neue Folge 56. Kiel: Institut für Weltwirtschaft.

Helfrich, S., & Bollier, D. (2019). Frei, fair und lebendig – Die Macht der Commons. Bielefeld: transcript.

Hickel, J. (2023). Weniger ist mehr: Warum der Kapitalismus den Planeten zerstört und wir ohne Wachstum glücklicher sind. München: oekom.

ILO – International Labour Organization (2018). Care Work and Care Jobs for the Future of Decent Work. Genf: ILO.

International Monetary Fund (2026). World Economic Outlook Database. https://data.imf.org

ITU – International Telecommunication Union (2026). Facts and Figures 2025. Genf: ITU. https://www.itu.int/itu-d/reports/statistics/2025/10/15/ff25-internet-use/

Jackson, T. (2017). Wohlstand ohne Wachstum – das Update. München: oekom.

Jumper, J., et al. (2021). Highly accurate protein structure prediction with AlphaFold. Nature, 596, 583–589.

Kallis, G. (2018). Degrowth. Newcastle upon Tyne: Agenda Publishing.

Kearney / Energy Institute (2025). Statistical Review of World Energy 2025. London: Energy Institute.

Kela (2020). The Basic Income Experiment 2017–2018 in Finland: Final Results. Helsinki: Ministry of Social Affairs and Health.

Keynes, J. M. (1930). Economic Possibilities for our Grandchildren. In: Essays in Persuasion. New York: W. W. Norton.

KfW (2026). KfW-Kommunalpanel 2026. Frankfurt am Main: KfW Research. https://www.kfw.de/Über-die-KfW/KfW-Research/KfW-Kommunalpanel.html

Khatib, F., et al. (2011). Crystal structure of a monomeric retroviral protease solved by protein folding game players. Nature Structural & Molecular Biology, 18(10), 1175–1177.

Kuran, T. (1991). Now out of Never: The Element of Surprise in the East European Revolution of 1989. World Politics, 44(1), 7–48. https://www.cambridge.org/core/journals/world-politics/article/abs/now-out-of-never-the-element-of-surprise-in-the-east-european-revolution-of-1989/B947420222BF565D0B2D93099E704BF2

Latouche, S. (2015). Es reicht! Abrechnung mit dem Wachstumswahn. München: oekom.

Lehner, H., Preissing, S., & Gottfried, S. (2021). In Zukunft ohne Geld. Wien: Mandelbaum.

Lieferkettengesetz (2023). Gesetz über die unternehmerischen Sorgfaltspflichten in Lieferketten. https://www.gesetze-im-internet.de/lksg/

Locke, J. (2008). Zwei Abhandlungen über die Regierung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Lucas, P. (2016). Utopia ist machbar. Hohenwarsleben: Westarp.

Marx, K., & Engels, F. (1875). Kritik des Gothaer Programms. Marx-Engels-Werke Band 19. Berlin: Dietz.

Mauss, M. (1990). Die Gabe: Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Meadows, D. H., Meadows, D. L., & Behrens, W. W. (1972). The Limits to Growth. New York: Universe Books.

Mill, J. S. (1848). Principles of Political Economy. London: John W. Parker. (Buch IV, Kapitel 6: Of the Stationary State)

Millward-Hopkins, J., Steinberger, J. K., Rao, N. D., & Oswald, Y. (2020). Providing decent living with minimum energy: A global scenario. Global Environmental Change, 65, 102168. https://doi.org/10.1016/j.gloenvcha.2020.102168

Mises, L. von (1920). Die Wirtschaftsrechnung im sozialistischen Gemeinwesen. Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 47, 86–121.

Morus, T. (1516). Utopia. Deutsche Ausgabe z. B. Stuttgart: Reclam.

Nash, J. F. (1950). Equilibrium Points in n-Person Games. Proceedings of the National Academy of Sciences, 36(1), 48–49.

Nelson, A. (2022). Beyond Money: A Postcapitalist Strategy. London: Pluto Press.

NOAA Global Monitoring Laboratory (2026). Trends in Atmospheric Carbon Dioxide (Mauna Loa). https://gml.noaa.gov/ccgg/trends/

Nuss, S. (2026). Tausch und Täuschung – Wie wir Geld machen: Ein abschaffendes Heft. Augsburg: Maro Verlag.

Ostrom, E. (1990). Governing the Commons: The Evolution of Institutions for Collective Action. Cambridge: Cambridge University Press.

Paech, N. (2025). Befreiung vom Überfluss – das Update. München: oekom.

Pilotprojekt Grundeinkommen (2025). Ergebnisse der Langzeitstudie. Berlin: Mein Grundeinkommen e.V. und DIW Berlin. https://www.pilotprojekt-grundeinkommen.de

Polanyi, K. (1944). The Great Transformation. New York: Farrar & Rinehart. (Deutsche Ausgabe: Frankfurt am Main: Suhrkamp 1978)

Praetorius, I. (2023). Um-Care: Wie Sorgearbeit die Wirtschaft revolutioniert. Ostfildern: Patmos.

Raworth, K. (2018). Die Donut-Ökonomie. München: Hanser.

Rudolf, C., Reiche, U., & Knobloch, U. (2023). #CloseEconDataGap: Den politischen und ökonomischen Blindflug durch die Erfassung der unbezahlten Arbeit überwinden. In U. Meier-Gräwe & I. Praetorius (Hrsg.), Wirtschaft neu ausrichten (S. 207–214). Opladen: Barbara Budrich.

Ryan, R. M., & Deci, E. L. (2000). Self-determination theory and the facilitation of intrinsic motivation, social development, and well-being. American Psychologist, 55(1), 68–78.

Sabautzki, W. (2025). Weltungleichheitsbericht 2026: Die Schere zwischen Arm und Reich vergrößert sich. isw München. https://www.isw-muenchen.de/online-publikationen/texte-artikel/5390-weltungleichheitsbericht-2026-die-schere-zwischen-arm-und-reich-vergroessert-sich

Samek, W., Montavon, G., Vedaldi, A., Hansen, L. K., & Müller, K.-R. (2019). Explainable AI: Interpreting, Explaining and Visualizing Deep Learning. Cham: Springer.

Scherf, E. (2016). Anders denken: Eine Welt ohne Geld. Von allem weniger und von Liebe mehr. Norderstedt: BoD – Books on Demand.

Schmelzer, M., Vansintjan, A., & Vetter, A. (2022). The Future Is Degrowth: A Guide to a World beyond Capitalism. London, New York: Verso.

Smith, A. (1759). The Theory of Moral Sentiments. London: A. Millar. (Deutsch: Theorie der ethischen Gefühle)

Smith, A. (2023). An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations (Erstausgabe 1776). Weinheim: Wiley.

Statista (2020, 22. Oktober). Die Klopapier-Hamster sind wieder unterwegs (M. Brandt). https://de.statista.com/infografik/23261/veraenderung-des-toilettenpapier-absatzes-im-deutschen-einzelhandel/

Sutterlütti, S., & Meretz, S. (2018). Kapitalismus aufheben: Eine Einladung, über Utopie und Transformation neu nachzudenken. Hamburg: VSA.

UNCTAD (2024). A World of Debt 2024: A Growing Burden to Global Prosperity. Genf: United Nations.

Veblen, T. (1899). The Theory of the Leisure Class. New York: Macmillan.

Winker, G. (2015). Care Revolution: Schritte in eine solidarische Gesellschaft. Bielefeld: transcript.

World Inequality Report (2026). World Inequality Lab. https://wir2026.wid.world/

Yudkin, D., & Prosser, A. (2022). Prosocial correlates of transformative experiences at secular multi-day mass gatherings. Nature Communications, 13, 2600.

Der Autor

Eberhard Licht wurde 1955 in Meiningen in Thüringen geboren und wuchs in der DDR auf. Er studierte Baustoffverfahrenstechnik, arbeitete zunächst an einem Forschungsinstitut der Bauindustrie und erwarb später einen Master-Abschluss in Wasser- und Umweltwissenschaften.

Mit dem sozialistischen System hatte er seine Probleme. Im Sommer 1989 beteiligte er sich aktiv an der friedlichen Revolution. Was er aus der DDR mitgenommen hat, war nicht die Ideologie, sondern das Wissen um eine praktische Solidarität zwischen den Menschen – eine Erfahrung, die ihm bis heute die Gewissheit gibt, dass eine kooperative Gesellschaft möglich ist.

Nach dem Fall der Mauer lernte er, wie man Marktanteile erobert. Er baute in Weimar eine Zweigstelle eines süddeutschen chemisch-ökologischen Instituts auf und gründete später in Berlin ein eigenes akkreditiertes Prüfinstitut für industrielle Emissionsmessungen. Mit einer Patentanmeldung versuchte er zudem, den Güterverkehr mithilfe von Daten aus dem Mautsystem auf die Schiene zu verlagern.

Im Jahr 2010 traf er eine grundlegende Entscheidung: Er verkaufte seine Unternehmen und widmete sich der Betreuung seiner beiden jüngeren Kinder. Dabei entdeckte er, wie erfüllend unbezahlte Care-Arbeit sein kann. Mehrere Jahre lang engagierte er sich ehrenamtlich in einer Obdachlosenunterkunft in Utrecht, setzte sich mit Fragen der sozialen Ungleichheit auseinander und war in der Klimabewegung aktiv.

Er kennt die Grenzen der Planwirtschaft aus eigenem Erleben und die Zwänge des Marktes aus eigener unternehmerischer Praxis. Diese Erfahrungen mit zwei Wirtschaftsordnungen, als Ingenieur, als Unternehmer und in der Care-Arbeit, prägen den Blick dieses Buches.

Eberhard Licht ist mit einer Spanierin verheiratet, hat vier Kinder und lebt in Berlin.